

Die „Welt“ erscheint morgens und nachmittags, Donnerstags und Montags ...

Die achtspaltigen Nonparillseiten oder deren Raum kosten 5.- M. einschließlich ...

Die Welt

Berliner Organ der Unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands

Die Orientfrage vor dem Obersten Rat

„Strikte Neutralität“

Paris, 10. August.

Der Oberste Rat beschäftigte sich in der heutigen Vormittagsitzung mit der Orientfrage und sprach sich für strikte Neutralität im griechisch-türkischen Konflikt aus.

Weiter wird gemeldet: In seiner heutigen Vormittagsitzung lehnte der Oberste Rat die Besprechung der im Orient zu beobachtenden Neutralität fort und nahm einstimmig folgende Entscheidung an: Die Verbandsmächte beschließen, ihre Haltung strengster Neutralität im griechisch-türkischen Krieg beizubehalten, d. h. die Verbandsregierungen sind sich darüber einig, mit keiner Hilfeleistung irgendwelcher Art in den Kampf einzugreifen, ob es sich nun um Truppen- oder Waffenlieferungen handelt oder um Gewährung von Krediten.

Dazu bemerkt eine Mitteilung der Havas-Agentur: Diese Entscheidung ist selbstverständlich nicht so aufzufassen, daß sie irgendwie die Freiheit des privaten Handels beeinträchtigen können, wie sie nach der derzeitigen Gesetzgebung besteht. Es geht vielmehr aus dem Wortlaut der Entscheidung hervor, daß allerdings die Verbandsregierungen keinen Kriegsführenden in ihrer Eigenschaft als Regierung unterstützen können, daß aber die Privatleute nach wie vor das Recht haben, auch weiterhin den Griechen wie den Türken Kriegsmaterial zu liefern.

Der Oberste Rat erörterte sodann die Frage der Freiheit der Meerengen. Man beschwerte sich von englischer Seite darüber, daß die Türken im Bosphorus von den Russen mit Waffen versorgt werden. Es wurde daher verlangt, daß auch die Griechen ihrerseits den Bosphorus für ihre Operationen benutzen dürften. Im Gegensatz zu dieser Auffassung erklärte der französische Vertreter, es sei sehr wichtig, daß keinerlei Kriegshandlung im Bosphorus zur Ausführung komme. Es wird ein gemeinsamer Schritt der Verbandsregierungen bei den beiden Kriegsführenden unternommen werden, um die Freiheit der Meerengen zu sichern.

Nach Regelung dieser Frage erörterte der Oberste Rat die Möglichkeit einer Vermittlung. Auch hier wurde leicht vollständige Uebereinstimmung erzielt. Folgende Entschliebung gelangte zur Annahme: Die Verbandsregierungen behalten sich jede Möglichkeit vor, ihre guten Dienste als Vermittler anzubieten, sind aber der Ansicht, daß die Stunde noch nicht gekommen ist, um mit einem günstigen Erfolg eines derartigen Schrittes zu rechnen.

Der Oberste Rat hat sich, da der Sachverständigenausschuß die Frage der Grenzregelung für Oberschlesien zu bearbeiten hatte, am gestrigen Vormittag mit der Orientfrage beschäftigt. Der Beschluß, strikte Neutralität im griechisch-türkischen Konflikt zu üben, überrascht nicht. Er entspricht der bisher beobachteten Politik der Alliierten. Es ist auch schwer auszudenken, in welcher Form die Alliierten in den Streitfragen im Orient Partei ergreifen sollten. Denn hier wälten dieselben Gegenstände vor wie in der ober-schlesischen Frage. Während Frankreich seit der Wiederkehr Konstantins auf den griechischen Thron mit der offiziellen griechischen Politik vollständig gebrochen hat und seine Sympathie deutlich den Kemalisten zuwandte, ist England im Gegensatz dazu auch weiterhin bestrebt, Griechenland im nahen Orient zu unterstützen. Es kommt England vor allem auf die Freiheit der Meerengen und die Internationalisierung Konstantinopels an, die ihm die ungehinderte Bewegungsfreiheit nach Mesopotamien und nach Indien sichern.

Die Entscheidung der Alliierten ist natürlich nur eine vorläufige. Um so leichter war es, sich schnell auf eine gemeinsame Formel zu einigen. Die endgültige Auseinandersetzung über die Gestaltung der Machtverhältnisse im nahen Orient ist wohl erst nach der Liquidierung des griechisch-türkischen Krieges zu erwarten. Bis dahin kann das Morde ruhig weitergehen, denn die Verbandsregierungen halten „die Stunde noch nicht für gekommen“, um Griechenland und der Türkei ihre „Vermittlung“ anzubieten, inwiefern die Waffenfabriken dadurch in ihren Geschäften behindert werden könnten.

Südliche Teil zweifellos allmählich im Werte steigen wird, während die in Ausbeutung befindlichen Teile des Industriegebiets wohl fast ausschließlich innerhalb von 15 Jahren im Werte zurückgehen werden.

Die „Times“ vertreten die Ansicht, daß Lord George zwar ein Recht habe zu behaupten, daß man in Osteuropa kein neues „Eisack-Loch“ als Quelle für neue Unruhen schaffen solle. „Aber“, meint das Blatt, „wenn man durch Zugeständnisse an Deutschland die gerechten Ansprüche der Polen schädigt, so werden diese in der Regel eine Veranlassung für einen neuen Versuch, zu ihrem Recht zu kommen, erblicken.“ „Daily Telegraph“ befürwortet aufs neue ein Verteilung des Industriegebiets auf einer Basis, wie z. B. des Storga-Planes und weist in dieser Beziehung auf die Grenzlinie zwischen Belgien und Frankreich, welche gleichfalls ein industriell einträgliches Gebiet in zwei Teile zerlegt, ohne daß dies irgendwelche Schwierigkeiten vortanzt hätte.

Ein deutsch-polnisches Wirtschaftsabkommen?

EE. Paris, 10. August.

Das „Giornale d'Italia“ weiß von einem Wirtschaftsabkommen zu berichten, über das angeblich zwischen Berlin und Warschau bereits Verhandlungen schweben sollen. Diese zielen angeblich darauf hin, in der ober-schlesischen Frage eine für beide Staaten befriedigende Lösung zu finden. Einflußreiche Kreise, als man anzunehmen geneigt sei, sollen in Polen die Auffassung unterstützen, daß ein schnelles Einvernehmen mit Deutschland vorzuziehen sei. An der Spitze dieser Bewegung sollen Marschall Pilsudski und auch der neue Außenminister Skirmunt stehen. Letzterer würde einem Wirtschaftsabkommen mit Deutschland und einer militärischen Allianz mit Frankreich zustimmen.

Die Hilfsaktion für Rußland

EE. Paris, 10. August.

Auf der Tagesordnung der heutigen Nachmittagsitzung des Obersten Rates stand die Kontrolle des deutschen Flugwekens. Nachdem diese Angelegenheit besprochen war, wandte sich die Konferenz der Frage zu, ob die militärischen Kontrollkommissionen weiterbestehen sollen. Die Entscheidung der beiden Fragen wurde dem interalliierten Militärkomitee von Versailles übertragen. Darauf beschäftigte sich die Konferenz mit der russischen Hungerkatastrophe. Sie beschloß die Einsetzung einer internationalen Kommission, die die Möglichkeiten der Ernährung Rußlands prüfen soll. Morgen soll der gleiche Gegenstand eine weitere Besprechung erfahren. Die morgige Vormittagsitzung wurde abgebrochen.

Gedanke und Tat

Die minderbemittelte Bevölkerung erlebt jetzt einen Vorgeschmack dessen, was ihrer im Herbst und Winter wartet. Ununterbrochen steigen die Preise für die notwendigen Lebensmittel und Bedarfsartikel, und die amtlichen Ermittlungen mühten schon für die vergangenen Monate feststellen, daß die Lebenshaltung sich beträchtlich verteuert hat. Die Ursachen für diese Entwicklung waren bisher zu suchen in den wiederanstehenden Preisen auf dem Weltmarkt und in der andauernden Verschlechterung der deutschen Valuta. Es ist klar, daß die Preise für alle Waren, nicht nur der aus dem Auslande eingeführten, sich automatisch steigern, wenn der Wert des deutschen Papiergeldes sich im Laufe weniger Monate um den dritten Teil vermindert. Das ist eben der Segen der freien Wirtschaft, daß ohne staatliche Bindung der Inlandpreise den Unternehmern und Händlern die schrankenlose Ausnutzung der Konjunktur ermöglicht wird.

Die bisherige Steigerung der Preise für alle Lebensmittel und Bedarfsartikel bildet aber erst den Anfang der uns bedrohenden Teuerungswelle. Wenn die Steuerpläne der Regierung durch werden sollten, so wird die Aufwärtsbewegung der Preise eine geradezu stürmische Entwicklung nehmen. Die Regierung hat allerdings seinerzeit im Reichstage gesagt, daß sie für einen Ausgleich zwischen Einkommen und Haushaltskosten sorgen wolle. Jetzt wird mitgeteilt, daß die Regierung schon in den nächsten Tagen die Initiative für eine Neuregelung der Löhne und Gehälter für die Beamten und Arbeiter des Reiches und der öffentlichen Betriebe ergreifen wolle. Aus dem Reichsfinanzministerium wird darüber folgende Meldung ausgegeben:

Bei seinem Zusammentritt im September wird sich der Reichstag voraussichtlich sofort mit einer Angelegenheit von weittragender Bedeutung zu befassen haben. Die Reichsregierung ist schon seit einiger Zeit in eine Prüfung der Frage eingetreten, inwieweit voraussichtlich demnächst die Brotpreiserhöhung, die Steigerung der Mietpreise und die Auswirkung der Steuererhebung, z. B. eine etwaige Verteuerung von Kohle, Gas usw., eine Steigerung der Kosten der Lebenshaltung herbeiführen werden, und inwieweit dem bei der durch die Reparation aufs äußerste angespannten Finanzlage des Reiches durch eine Erhöhung der Löhne und Gehälter der Arbeiter, Angestellten und Beamten zu begegnen ist. Da diese Frage auch für die Länder von einschneidender Bedeutung ist, wird sie nicht ohne Benehmen mit den Landesregierungen geregelt werden können. Es ist zu erwarten, daß schon in kurzer Zeit die erforderlichen Verhandlungen beginnen werden, so daß dem Reichstag nach den Ferien bereits feste Vorschläge unterbreitet werden können.

Es ist klar, daß die Arbeiter- und Angestelltenchaft es nicht dabei bewenden lassen kann, auf den guten Willen der Regierung zu hoffen. Die jetzt angekündigte Neuregelung der Löhne und Gehälter soll sich ja zunächst nur auf die staatlichen Einrichtungen beschränken. Ob die Regierung darüber hinaus auch einen gesetzlichen Zwang auf das Privatkapital auszuüben gedenkt, wissen wir noch nicht, auch nichts darüber, in welchen Formen sich dieser Zwang äußern könnte. Aber das eine wissen wir aus den Erfahrungen der Arbeiterbewegung, daß keine Verbesserung der Lebenshaltung sich durchsetzen läßt, ohne daß die ganze Arbeiterklasse sich auf den härtesten Kampf einstellt. Deshalb muß es jetzt Aufgabe der Organisationen der Arbeiter und Angestellten sein, alle Maßnahmen sofort zu treffen, die erforderlich sind, um durch den Kampf zu erreichen, was auf gesetzlichem Wege oder durch vertragliches Uebereinkommen nicht durchgesetzt werden kann.

Darüber hinaus muß die Arbeiterklasse eine geschlossene Front bilden, um die Abwärtung der Hauptlasten für die Reparationen auf die besitzenden Klassen durchzudrücken. Die Regierung hat erklärt, daß die bisherigen 15 Steuerentwürfe ihr Steuerprogramm noch keineswegs erschöpfen. Sie habe es zwar aufgegeben, den Gedanken der Beseitigung des Reiches an den Sachwerten in die Steuerentwürfe aufzunehmen, aber damit sei dieser Gedanke an sich noch keineswegs zu den Akten gelegt. Es komme jetzt lediglich darauf an, Riesensummen für die Reparationszwecke in die Verfügung der Regierung zu bringen. Es heiße also einer Verschleuderung der Sachwerte Vorhub leisten, wenn man sie jetzt zur Verringerung der Reparationslasten in Anspruch nähme. Der Gedanke der Erfassung der Sachwerte sollte zur Ausführung kommen, wenn die Situation für die Durchführung großer innerpolitischer Kämpfe günstiger sei, und wenn diese Kämpfe mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden könnten.

Es wird später noch manches gerade über dieses Thema zu sagen sein. Für heute nur das eine: Es ist einer der schwerwiegendsten Vorkämpfe, den man der Regierung durchzuführen muß, daß sie wohl schöne Gedanken produziert, es aber nicht wagt, sie in die Tat umzusetzen. Es ist die Aufgabe der eigenen Kurage, die aus dem Feuerwerk der Regierung spricht. Sollen wir daran erinnern, welche großen Worte wir von den früheren Regierungen gehört hatten, als die Arbeiterklasse stürmisch nach dem Beginn der Sozialisierung verlangte? Ist genug haben wir damals ge-

Die ober-schlesische Frage

Die Arbeit des Sachverständigenausschusses

Paris, 10. August.

Der Sachverständigenausschuß ist heute nachmittag um 3 Uhr erneut zu einer Sitzung zusammengetreten. Die Havas-Agentur teilt am späten Nachmittag mit, daß es wahrscheinlich sei, daß die Sachverständigen noch heute ihre Arbeiten beenden werden.

Der italienische Standpunkt

Paris, 10. August.

Nach Pettit Parisien hat der italienische Ministerpräsident Bonomi in seiner gestrigen Rede im Obersten Rat erklärt, wenn es sich um eine Frage auf Leben oder Tod für Polen handle, würde er nicht zögern, der jungen Republik Vorteile zu gewähren; er gäbe ihr selbst ganz Oberschlesien. Aber es handle sich um etwas anderes, es handle sich darum, zwischen zwei Rassen zu entscheiden, die sich um ein Gebiet stritten, das keine klar gezogene Trennungslinie habe. Die Volksabstimmung sei also die einzige Andeutung, die man besitze, und deshalb müsse man sie so interpretieren, wie der Vertrag es vorschreibe, und jeder Stimme den gleichen Wert beizulegen. Was vor allen Dingen not tue, sei die Aufrechterhaltung der Entente. An Bedeutung übertrage das ober-schlesische Problem alle anderen.

Englische Pressestimmen

E. M. London, 10. August.

Die Londoner Presse mit Ausnahme der „Times“, welche einige Einipande erhebt, und der „Morningpost“, die völlig schweigt, ist völlig einverstanden mit dem Ergebnis der gestrigen Verhandlungen in Paris und besonders mit der Art und Weise, in welcher Lord George den Standpunkt der Nationen, welche das Britische Reich bilden, auseinandergesetzt hat. Man erwähnt die offenbar in Paris vorherrschende Meinung, daß ein Kompromiß nicht ausgeschlossen sei, so daß die Frage in sekundärhistorischer Weise gelöst werden könne. Immerhin betrachtet man die gestrigen Ergebnisse als einen Sieg von Lord George. Nur „Daily Chronicle“ bewegt sich außerhalb der Sphäre der Allgemeinheit und meldet, daß die neue Grenzlinie, mit deren Festlegung die Sachverständigen sich heute nachmittags beschäftigten, in dem Industriegebiet von Norden nach Süden, anstatt von Osten nach Westen, gezogen werden solle, so daß sogar ein Teil von Plesch und Kohnau an Deutschland überwießen werde. Dies wäre eine Änderung des ursprünglichen von den englischen Vertretern eingebrachten Standpunktes, wonach Plesch und Kohnau den Polen gelassen werden sollten. Durch die neu zu ziehende Grenze würde Polen aber einen Teil des Industriegebiets wahrheitsgemäß doch erhalten. Die angeblichen „Einsparungen“ in diesem Gebiet, welche, wie man weiß, durch die neue Grenzlinie erzielt werden, sind, wie man weiß, durch die neue Grenzlinie erzielt werden, sind, wie man weiß, durch die neue Grenzlinie erzielt werden.

Hört, daß dieser Gedanke nicht tot sei, daß die Sozialisierung
marschiere, aber immer war es der „gegenwärtige Augen-
blick“, der nicht geeignet war für eine wirkliche Tat. Die
Regierung Wirth ist trotz ihres rechtssozialistischen Einschlags
lediglich eine kapitalistische Regierung. Sie wird sich hüten,
bei der Verwirklichung ihrer Gedanken eine größere
Energie aufzuwenden, als es geschehen ist, solange an der
Spitze des Kabinetts ein Scheidemann oder Bauer stand.

Das ist es ja gerade, was unsere Auffassung von der Auf-
fassung der Regierung Wirth trennt. Wir haben zwar stets
hervorgehoben, daß die Herstellung des Gleichgewichts im
Etat, die auf Kosten der bestehenden Klassen gehen müsse, eine
dringende Notwendigkeit sei. Aber die Erfassung der Gold-
werte hätte doch nur dann einen Zweck, wenn sie eine
dauernde Sicherung des Reiches bringt. Die
Regierung schöpft ihre Argumentation aus dem künstlich kon-
struierten Gegenstand zwischen augenblicklichem Bedarf und der
Sorge um eine spätere Zukunft. Wir aber wollen, daß die
Finanzpolitik des Reiches auf eine vollkommen neue Grund-
lage gestellt wird, und das kann nur erreicht werden, wenn
schon jetzt, wo die Notwendigkeit der Erschließung tieferer
Einnahmequellen von niemand geleugnet werden kann, der
Gedanke der Erfassung der Goldwerte in die Tat umgesetzt
wird.

Es sind nicht die Zahlen, die das Wesen des Steuer-
programms ausmachen, sondern es ist die Tatsache, daß dieses
Steuerprogramm sich inhaltlich durchaus nicht von der bisher
bei uns üblichen Steuerpolitik unterscheidet. Nun sagt zwar
die Regierung, sie wolle besonders die Vermögens-
steuern so ausgestalten, daß sie die Einnahmen
aus den Sachwerten bis zur äußersten Grenze erfassen kann.
Die Ausbringung der Vermögenssteuer soll fortan nur mög-
lich sein, wenn der Ertrag aus der Substanz bis aufs äußerste
gesteigert wird, und dies sei auch ein Zweck des Gesetzes.
Wo diese Vermehrung des Ertrages nicht eintrete, dort
werde der Besitzer der Sachwerte genötigt sein, die Substanz
selbst anzugreifen. Das Hauptgewicht sei bei diesem Gesetz
überhaupt nicht auf seine Fassung zu legen, sondern auf die
Ausführung. Durch die periodisch sich ablösende Fest-
stellung des gemeinen Wertes sei die Möglichkeit gegeben, sich
den Schwankungen der Valuta anzupassen und den Unter-
schied zwischen der Bewertung in Gold und in Papiermark
auszugleichen.

Wir wissen aber, daß die bestehenden Klassen tausend
Mittel haben, um selbst den schärfsten Steuermaßnahmen
auszuweichen. Die guten Absichten des Kabinetts Wirth in
allen Ehren: Aber stärker als die guten Absichten ist der
Widerstand der kapitalistischen Kreise, der gerade durch die
Steuerpolitik der Regierung gefördert wird. Und so kommen
wir zum entscheidenden Punkt des ganzen Steuerprogramms:
Die Lohn- und Gehaltsempfänger werden bis zur äußersten
Grenze ihrer Leistungsfähigkeit herangezogen, sie müssen alle
Bogen der Teuerung über sich ergehen lassen; vor der Er-
fassung ihrer Substanz, der Arbeitskraft und der
Lebensmöglichkeit, macht das Reich keinen Halt.
Sobald es sich aber um die Interessen der bestehenden Klassen
handelt, verfließen die schönen Gedanken der Regierung zu
inhaltslosen Verströmungen auf die Zukunft.

Will die Arbeiterklasse ihre vollkommene Verelendung ver-
hindern, so gibt es in der jetzigen Situation nur eines: Der
Regierung Wirth und den bürgerlichen Parteien zu zeigen,
daß das Proletariat eine politische Macht ist,
die sich nicht länger ausschalten läßt. Das Kabinett Wirth
hat den Gedanken; nun gut, so wird die Arbeiterklasse
die Tat folgen lassen müssen.

Der Bürgerblock marschiert!

Der erste Vorsitzende der Berliner Zentrumspartei, Stadt-
verordneter Lange, veröffentlicht in der „Germania“ eine
Erklärung, daß die Partei, entgegen anderslautender Mit-
teilungen in der Presse, ihre Bereitwilligkeit zu
der Beteiligung an einem Bürgerblock erklärt
und an den bisher stattgefundenen Verhandlungen auch teil-
genommen habe.

Reise nach Frankreich

Von Rud. Dreißhild

Es sind doch noch immer ein wenig eigenartige Gefühle, mit
denen ich in Köln den Pariser Schnellzug bestieg. Ich werde
Frankreich wiedersehen, das ich als deutscher Soldat im Jahre 1918
verließ. Ich komme in das Land, in dem ich zwei Jahre als
„Feind“ lebte, als Besucher, der, was in seinen schwachen Kräften
steht, tun will, um an Verständigung und Verständigung mitzu-
arbeiten. Wie wird man mich aufnehmen? — Bei unseren sozia-
listischen Freunden bin ich herzlichen Empfangs sicher. Aber die
anderen — wie werden sie den „Boche“ behandeln?
Es ist eine kritische Zeit. Die oberste Angelegenheit hat
die Stimmung aufs neue verhärtet. Rufen sind hinüber und
herüber geflogen, der diplomatische Verkehr hat in den letzten
Wochen mehrfach Formen angenommen, die in vergangenen Zeiten
unmöglich gewesen wären. Der Zusammenbruch Deutschlands be-
trifft die Erinnerung an die schreckliche Zeit, die Wahnsinnige die
große nannten, wird doppelt wach durch den Anblick von Truppen-
teilen, die zum Transport an einzelnen Bahnhöfen bereitstehen.
Hörnerklänge ertönen, Kommandorufe erschallen. Nehlich so
mag es im August 1914 ausgesehen haben. Aber jetzt ist ja Friede,
sicherlich ein bis an die Zähne bronnener Friede. Deutschland ist
besiegt, doch der Militarismus lebt noch.

Ich bin, soweit ich sehe, der einzige Deutsche im Zuge. Ich be-
merke die französische Sprache nicht genug, um meine Nationalität
zu betonen. Das Beste wird sein, zu schweigen. In
meiner Eile gehe ich über die von der glühenden
Sonne ausgeleuchteten Felder. An mehreren Stellen brennt der
ausgetrocknete Wald, Rauchwolken hüllen die Landschaft in dichten
Nebel.

Die Postkontrolle an der belgischen Grenze ist überstanden. Jetzt
befinden wir uns in „Feindesland“. Genau sieben Jahre sind es
her, seit an dieser Stelle die deutschen Truppen in das neu-
trale Belgien hineinkam. Der Feindespapier war zertrümmert,
und mit dieser Gesie war der Zusammenbruch Deutschlands be-
endet.

Die Erinnerung an die schreckliche Zeit, die Wahnsinnige die
große nannten, wird doppelt wach durch den Anblick von Truppen-
teilen, die zum Transport an einzelnen Bahnhöfen bereitstehen.
Hörnerklänge ertönen, Kommandorufe erschallen. Nehlich so
mag es im August 1914 ausgesehen haben. Aber jetzt ist ja Friede,
sicherlich ein bis an die Zähne bronnener Friede. Deutschland ist
besiegt, doch der Militarismus lebt noch.

In meinem Abteil sitzen französische Unteroffiziere, die aus
Deutschland in Urlaub fahren. Ihre Unterhaltung ist dieselbe
wie wir sie auf unsern Urlaubsreisen geführt haben. Vorgesetzte,
Behandlung, Kommiss. Einer von ihnen, — er kommt aus Ratio-
nelli, und seine Krawatte schmückt ein übermütiger Soldat — ver-
teilt Zigaretten unter seine Kameraden. Nach einem kurzen Blick
auf meine deutschen Zeitungen bietet er auch mir an. Der Mann
ist gebrochen. Wir kommen ins Gespräch. Gleichgültige, nebenlä-
che Dinge bilden den Gegenstand. Das was mich in dieser
Stunde in tiefster Seele bewegt, das Vergangene, wird nicht be-
rührt. Es scheint, als ob es in den Herzen meiner Reisegefährten
nicht denselben Platz einnehme. Sie denken wohl nicht an das,
was vor sieben Jahren begann.

Der „Lokal-Anzeiger“ bestätigt die Richtigkeit dieser Fest-
stellung und fügt hinzu, daß die Verhandlungen über ein
einheitliches Zusammengehen aller nicht-
sozialistischen Parteien im bevorstehenden Wahl-
kampf fortauern“. An der Bildung eines Bürgerblocks
wird also mit aller Energie gearbeitet, und zwar eines
Blockes, der sämtliche nichtsozialistische Par-
teien umfassen soll. Es ist bezeichnend, daß die demo-
kratische Presse die erwähnten Tatsachen totschweigt, die
hier genau so unangenehm sind wie das von uns dieser Lage
veröffentlichte Kundschreiben des Berliner Bürgerrats.
Vorläufig gilt es für die Herren Demokraten noch, das
Gesicht zu wahren und voll stiller Enttäuschung den Ge-
danken eines Blockes mit den Reaktionen zurückzuweisen,
der so manchen Rittkäufer vor den Kopf stoßen könnte.
Wenn wir nachher zu Hause sind, wird sich schon alles
finden.“

Deutsche Justiz

Ein wertvolles Urteil des Auslands

Die „Wiener Abendzeitung“ widmet dem Buche Dr. Gum-
pels „Zwei Jahre Nord“ eine ausführliche Besprechung.
Sie fällt dabei über die deutsche Justiz folgendes Urteil:

„Die von den Verehrern Deutschlands gerühmte und bewunderte
Integrität (Unantastbarkeit) der deutschen Gerichtsbarkeit
besteht außerhalb der Strafbereiche, die jenseits der sozialen und
politischen Klassenkämpfe liegen, ihre volle Gültigkeit.
Werden jedoch deutsche Gerichte mit Delikten befaßt, die soziale
und politische Kämpfe erzeugen, dann wirft die
deutsche Justiz schamlos die Binde von ihren
Augen, sie sieht nicht mehr nach Gerechtigkeit und Recht, die wahre
und unbedingte Gerechtigkeit ist nicht mehr das Richtmaß ihres
Handelns, die Staatsanwälte und Richter urteilen nicht mehr
als die unbestechlichen, unbeflügelten Wächter des Rechtes, die
die Gerechtigkeit über die Parteien und Klassen gesetzt, sondern
als die Klassenbewußten Angehörigen der Klasse,
aus der sie hervorgegangen, in der sie wurzeln, in deren Mitte
sie leben. In Rechtsfällen, die der soziale und politische Kampf
berührt, wird das deutsche Gericht zum höchstwillkürlichen
zum unerschütterlichen Machtinstrument der Herrschenden wider die
Arbeiterklasse, und das so sehr veresente, aber durchaus begründete
Wort von der deutschen Klassenjustiz gewinnt seine volle, traurige
Wahrheit.“

Nie war indes die deutsche Gerichtsbarkeit so
tief gesunken als seit den Tagen des Zusammen-
bruchs des hohenzollerischen und des Anbruchs
des neuen freien Deutschlands. Die Revolution sich
die politischen und sozialen Kämpfe mit unersetzlicher Gewalt
entrollen und den politischen Mord zur geistlichen Methode des poli-
tischen Kampfes erheben. Zum politischen Mord gesellte sich aber
schamlos der Justizmord, eine demütig einseitige parteiliche
Rechtssprechung, die die volle Härte der Gesetze bis zur Gran-
keit gegen Sozialisten ausschöpfte, hingegen offensichtliche Ver-
brechen der Reaktion, die Mordmord und Hochverrat in sich
schloß, völlig kraßlos ließ. So entrollt sich in dem eben er-
wähnten Buchlein „Zwei Jahre Nord“ von L. J. Gumpel
(Verlag Neues Vaterland), das mit geradezu wissenschaftlicher
Lebenshaftigkeit und Objektivität die Dokumente der Geschichte
der politischen Morde und der infamen Klassenjustiz sammelt, ein
Bild des Jammers der deutschen Gerechtigkeit und der deutschen
Gerichtsbarkeit, das keinesgleichen unter den Kulturvölkern
Europas nicht findet. Wenn jemals das böse Wort vom deutschen
„Hunnepoll“ inneren Sinn befaßt: die Schandtat der deutschen
Reaktion und ihrer Gerichte haben es voll gerechtfertigt.

Eine furchtbar harte Anklage, die aber angeht, das vor-
liegende Tatsachenmaterials vollaus berechtigt ist. Das
Traurigste und zugleich Beschämendste dabei ist aber folgen-
des: Die Jagd auf Revolutionäre, die mit hunderten von
Mordtaten endete, geschah unter einer Regierung, in der
Sozialdemokraten saßen, geschah unter der Führung
eines Wehrministers, der noch heute Sozialdemokrat
ist und während seiner Amtszeit jedes einzelne, an Arbeitern
verübte Verbrechen beschönigte und, wo es irgendwie an-
gängig war, die Verbrecher beförderte. Schließ-

Allmählich fällt sich das Abteil. Französische Bürger und
Bürgerinnen sind in lebhafter Unterhaltung. Da plötzlich höre ich
im Korridor sehr laut deutsch sprechen. Eine alte Dame geht
die Türe entlang, überall fragend, ob noch ein Platz für sie vor-
handen sei. Ich biete ihr einen bei uns an. Sie dankt in längerer
Rede, und an alle Anwesende, den Schaffner, die Passagiere, richtet
sie das Wort in deutscher Sprache. Erstaunte Gesichter! Kein
Mensch versteht ein Wort. Ich mache abfällige Bemerkungen,
aber alles bleibt ruhig. Man rückt bereuwillig zusammen, um
dem neuen Gast ein Unterkommen zu verschaffen. Die Dame macht
sich höchst ungeniert auf die zerfallenen Häuser aufmerksam. Ich
höre bei den Franzosen keine Anzeichen der Verachtung. Ich sehe keinen ge-
kränkten und keinen anlagenden Blick.

Die alte Dame ist gar keine Deutsche. Sie ist eine Amerikanerin.
Mit einer Karawane ist sie, wie sie mir erzählt, nach Europa
gekommen. Sie kann keine Silbe Französisch. Sie hat keinen Cen-
time französisches Geld bei sich. Ich lege für sie bei irgendeiner
Gelegenheit zwei Francs aus. Sie erstatet mir zwei Mark zurück,
und ist einigermaßen erstaunt, als ich ihr schonend auseinander-
setze, daß das nicht der Gegenwert sei. Sie überreicht mir 50 Mark
und meint, nun könne sie wohl ungeführt. Sie hat Deutschland
in drei Tagen „gemacht“, behauptet, viel gesehen zu haben, aber
sie fand wohl nicht Zeit, die europäischen Währungsverhältnisse zu
studieren. Jetzt fährt sie nach Paris, um ihre Karawane wieder-
zufinden. Natürlich war ich zu höflich, zu fragen, ob dort die
anderen Kamelle seien.

Nun sind wir in dem Gebiet, in dem der Krieg in seiner ganzen
Granamkeit tobte. Wie lange ist es her, seitdem Gräben die in
Wästen verwandelten Felder durchzogen, seit Granatstrichter sich
an Granatstrichter reichten, seit das Land das Blut so vieler Männer
trank, die ausgezogen waren, weil sie den Ruf des ausbeutungs-
lüsternen Kapitalismus mit dem Ruf des Vaterlandes ver-
wechselten.

Jetzt trägt die Erde wieder ihren Segen, als wäre nie Krieg
gewesen. Die Garben stehen kornschwer zusammengewunden und
warten der Scheuer. Die untergehende Sonne, die so oft bleiche
Menschengesichter mit einem letzten Hauch des Lebens überzog,
grüßt abnehmend friedliche Stätten der Arbeit.

Wie oft haben wir diese melancholische Stunde im Kriege durch-
lebt! Es war die, in der die Gedanken am wehmütigsten nach
Hause schweiften, die, in der uns das Entschickte am stärksten
zum Bewußtsein kam. Traurig klang dann das Lied von der
„Jungen Heimat“ in den sinkenden Abend. Wie diese von denen,
die es anstimmten, haben die Heimat nicht wiedergesehen.

Aber das Gefühl des Glücks über das neuerwachte Leben will
nicht aufkommen. Der Ruinen sind zu viele. Hier und da sind
Häuser wieder aufgebaut, Baracken bieten vorläufige Unterfunks-
möglichkeiten, aber überall ragen zahllos die brandgeschwärzten
Ruinen in die Luft, mahnend, anlagend. Wo einstmal's Dorfer
standen, bedecken Steinhaufen die Erde. Von fern winken Toten-
kreuze aus einem traurigen Grün; vergeht nicht! Hier modern
die, die ihren Eltern, ihren Frauen, ihren Kindern Glück und
Reichtum waren. Hier ist so manche Hoffnung begraben, hier
schummern ewigen Schlaf so viele, die im Dienst der Menschheit
so viel hätten leisten können. Denkt daran: Nie wieder Krieg!

sich muß auch daran erinnert werden, daß die Ausnahme-
gerichte, die ihrem Charakter nach verfassungswidrig
und ihrer Zusammenfassung nach Kache-
gerichte sind, ebenfalls von einem Sozialdemokraten ein-
gesetzt worden sind. So wurde die Klassenjustiz durch eine
Partei, die vorgibt, sie zu bekämpfen, geradezu legalisiert
und jener Zustand geschaffen, der Deutschland auch im Aus-
lande jedes Ansehen nimmt.

Und es gibt doch noch Richter!

Der Amtsgerichtsrat Höhne aus Neudöln wollte lechzen
einen Schöffen namens Albrecht zwingen, den Eid in der
religiösen Form abzulegen. Als dieser auf sein ver-
fassungsmäßiges Recht bestand, den nichtreligiösen
Eid zu leisten, antwortete Höhne, das lasse er nicht zu: „Ich halte
eben am Aften fest!“ Dem Schöffen Albrecht drohte er zu-
gleich damit, er werde künftige anstehenden Termine ab-
sagen und ihm die entstehenden Kosten auferlegen,
wenn er der Aufforderung zur Ablegung des religiösen Eides
nicht Folge leiste.

Das Verhalten des Amtsgerichtsrats kam einer Exzession
gleich, zum mindesten lag ein grober Amtsmißbrauch
vor. Es wurde deshalb gegen ihn von rechtssozialistischer Seite
Strafanzeige erstattet. Was geschah? Der Oberstaats-
anwalt beim Landgericht II nahm sich der Sache an und
stellte nach kurzer Zeit — das Verfahren ein. Der Ober-
staatsanwalt kühlte sich in seiner Entscheidung auf zwei Aus-
sagen: erstens auf die des angeklagten Amtsgerichtsrats,
zweitens auf die Aussage des Schöffen Haal. Amts-
gerichtsrat Höhne erklärte, er habe Albrecht „mißverstanden“ und
angenommen, daß sich dieser überhaupt weigere, den Eid zu leisten.
Der Schöffe Haal, der an dem Vorfall unbeeinträchtigt war,
erklärte, er könne nicht angeben, ob tatsächlich ein Mißverständnis
vorliege. Haal hat also im Grunde genommen gegen Höhne aus-
gesagt. Der bedachte Schöffe Albrecht, der mit Sicherheit angeben
konnte, daß nicht einmal die Möglichkeit eines Mißverständnisses
vorlag, wurde überhaupt nicht gehört. Und so blieb doch die
Aussage des Rechtsanwalts, und die genügt dem Oberstaatsanwalt
zu einer Einstellung des Verfahrens!

Amtsgerichtsrat Höhne ist deutschnational. Die Gefin-
nung des Oberstaatsanwalts kennen wir nicht. Aber es soll
noch einer behaupten, es gäbe keine Richter in
Deutschland!

Hohn oder Erkenntnis?

Das Deutsche Reich hängt sich zwar ein soziales Mantelchen um
spricht in der Verfassung von der Erneuerung der Freiheit und
Gerechtigkeit, aber all dies ist nur Phrase, die der traffen Wirk-
lichkeit des kapitalistischen Klassenstaates widerspricht.

Wurde da in Altona ein Arbeiter namens August
Kubitz in der Zeit vom 18. April bis 21. September 1920 wegen
Verdachts des Diebstahls in Untersuchungshaft gehalten. Der
Verdacht erwies sich als falsch, und sein Rechtsanwalt bean-
tragte infolgedessen Entschädigung für die ungeschuldige er-
littene Untersuchungshaft.

Auf diesen Antrag antwortete der preußische Justiz-
minister:

„Dieser Antrag wird als unbegründet zurückge-
wiesen, da dem Kubitz nach den angeführten Ermittlungen
ein Vermögensschaden nicht erwachsen ist und Kubitz in der
Freiheit auch nur den notwendigsten Lebensunterhalt erworben
hätte, der ihm im Gefängnis gewährt worden ist.“

Womit das Justizministerium den Arbeiter Kubitz entweder
verhöhnt oder aber eingesteht, daß Deutschland für den freien Ar-
beiter ein Gefängnis ist, mit allen Begleiterscheinungen eines
Gefängnisses: Gefängnislöhnen und Gefängnisbroten.

Der rheinische Buchdruckerstreik. Der Streik der Buchdrucker hat
eine weitere Ausdehnung erfahren, indem auch in Ingelheim die
Blätter bestrahlt werden. Die dortigen Zeitungen erscheinen in
kleinem Umfange und verspätet. In Alzen, Bingen und Rüssel-
heim wurden die Forderungen der Buchdrucker bewilligt. In
Mainz hat sich die Lage verhärtet.

Die griechischen Verluste. Nach einer Savasmessung aus Athen
betragen die griechischen Verluste nach einer vorläufigen Schätzung
1200 Tote, darunter 50 Offiziere, und 6000 Verwundete, von denen
die meisten leicht verwundet seien.

Man sollte alle die, die ringherum in der Welt nach Krieg und
Kache lächeln, in diese jargonischen Gesetze senden. Vielleicht wür-
den sie von ihrer Krankheit geheilt. — Vielleicht!

Der Zug nähert sich St. Quentin. Eine Ruinenstadt steigt vor
uns auf. In der Nähe des Bahnhofs eine zerfallene Kaserne.
Vereerte Fensterhöhlen gähnen uns an. Fast wirkt es grotesk, wie
sich zwischen diesen toten Mauern das Leben der Menschen bewegt.
Bisher hatten meine Mitreisenden den Trümmern nur wenig
Beachtung geschenkt. Ihnen war der Anblick wohl schon Gewohn-
heit geworden. Angesichts von St. Quentin aber beginnen sie zu
rufen: „Welch schreckliches Bild!“ Die armen Menschen! Aber
wieder kein Wort gegen die Deutschen.

Der Sergeant neben mir stößt mich an, um meine Aufmerksam-
keit auf besonders schlimme Verwüstungen zu lenken. Ich bin fast
erstickt. Ich bin niedergeschlagen, weil ich mich beinahe person-
lich für das Grausige verantwortlich fühle. Aber die Gesichter
der Soldaten hat nichts porzellanweißes. Sie ist rein menschlich. Ich
stammele ein paar Phrasen des Bedauerns. Ich hätte gern mehr
sagen wollen, hätte meinen Nachbarn gern versichert, daß wir alle An-
strengungen machen wollten, um wieder gut zu machen, wieder
gut zu machen im besten Sinne des Wortes; aber ich fürchtete,
daß alles banal klingen würde.

Und dann? Würde er mir gesaubert haben? Konnte ich ihm
beweisen, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bereue; daß
die Zahl der durch die Einjährung des Kriegs Beschädigten groß genug
sei, um den Uebermut der anderen im Zaume zu halten?

Eben werden die Pariser Wälder in das Abteil gerückt. Sie
enthalten die Nachricht, daß Stinnes seinen nächsten Dampfer
„Boche“ zu taufen gedente und eine von ihnen bezeichnet das mit
Recht als einen Beweis der unerschütterlichen Festverfassung mög-
gebender Kreise in Deutschland: „Man ist stolz auf den Namen, den
man ihnen wegen ihrer Schandtaten und ihrer Taten beigelegt
hat, die der Menschlichkeit unüberwindlich.“

Das französische Bourgeoislied hat recht. Immer und immer
wieder muß der Keim einer Verständigung zertrübt werden. Die
arbeitenden Klassen Frankreichs bemerken sich, die Wälder der
Hoffen zu zerstreuen. Die deutschen Nationalisten aber sind zu
eifrig dabei, den feindseligen Gefühlen neue Nahrung zu geben.
Der französische Chauvinismus lebt vom deutschen Nationalismus,
wie dieser natürlich auch wieder aus jenem seine Stärke zieht.
Welch gewaltige Kraft muß das Proletariat aufwenden, um zum
Ziele zu gelangen! Beißt es sie. Reißt es sie zu gebrauchen?

Am Bahnhof in Paris erhalte ich frohe Kunde. Man erzählt
mir von der Zandseier im Trocadero. Tausende haben den Ge-
nossen aus Deutschland begrüßt beglückt. Tausende seinen Worten
kühnlichen Beifall gesollt. Der erste Deutsche, der nach dem Kriege
in Paris sprechen konnte, (Crispian) war ein unabhängiger
Sozialdemokrat. Die reaktionäre französische Presse hat ein wenig
genörgelt, aber sie hat sich abgefunden. Der Sozialismus hat das
Eis gebrochen.

Und nun nimm ich mich Paris an. Eine Fülle von Licht strahlt
mir entgegen. Ein wider, rasender Verkehr strömt durch die
Straßen. Der Lärm der Autolegionen überdünnt unser Gespräch.
Wie klein und wie still ist Berlin!

Wilhelm als Landesvater

Früher stand's in den Schullestbüchern — auch heute noch viel-
fach — mit wackelnder Sorge die Landesväter, vor allem
natürlich das „bescheidene“ Geschlecht der Hohenzollern, um das
Wohl und Wehe ihrer Landeskinder besorgt waren. Einem
der Hohenzollern heißt es ja, daß er dafür sorgte, daß jeder
Unterthan des Sonntags sein Schuh im Topf hatte. Wenn er es
nicht hatte, sondern höchstens „Feldhühner“, wie man in Süd-
deutschland Kellertoffeln nennt, so war es seine (des Unter-
tanen) Schuld.

Im Kriege erprobten sich diese Sorge und diese Bescheidenheit
der Hohenzollern erst recht. Ja, es ist eine harte Zeit, ich weiß
es, aber wir und namentlich ihr müßt aushalten und durchhalten,
so sprach Wilhelm noch im Sommer 1918, als er sich in höchst-
eigener Person vor den Kruppischen Arbeitern zeigte und bei
dieser Gelegenheit eine seiner berühmten Reden hielt. Damals
kam er direkt von seinem Berliner Sommerlager nach Essen, und
er konnte das Durchhalten um so leichter predigen, weil's um
eine Borratskammer recht glänzend bestellt war. Wie glänzend,
darüber gibt ein Kapitel aus Heine's Buch „Hohenzollern“
Aufschluß. Es heißt dort:

„Die Vorräte der Hofhaltung lagerten in den gewaltigen
Küchenschächeln des Alten Schlosses zu Berlin, die seit dem
Abgange der großen Hofgesellschaften nach Ausbruch des Krieges
nicht mehr in Benutzung waren. Für die Vorräte reichten
diese Kellerhallen aber nicht aus. Deshalb wurden erhebliche
Mengen davon in anderen Räumen los eingelagert. Für den
gewöhnlichen Menschen war es wirklich im November 1918 in
Berlin ein ungemohnter Anblick, eine ganze Wohnung von
mehreren Zimmern etwa 80 Zentimeter hoch mit bestem Weizen-
mehl vollgeschüttet zu sehen. Man muß sich vorstellen ver-
suchen, wie diese offenen eingelagerten Quantitäten und die son-
stigen aufgestapelten Haufen von Nahrungsmitteln auf die
Ratzen wirkten. Nach und nach zwei Monate Verbrauch durch
einen doch immerhin recht umfangreichen Truppenteil konnten
der Stadt Berlin für Krankenhäuser, Pflegeanstalten und
Vazarette noch ganz erhebliche Mengen an Lebensmitteln usw.
abgegeben werden. Es handelte sich in erster Linie um:
20 000 Kilo = 412 Zentner Weizenmehl, 4150 Kilo Roggen-
mehl, 300 Kilo Kartoffelmehl, 900 Kilo Erbsenmehl, 1125 Kilo
Erbsen, 75 Kilo weiße Bohnen, 300 Kilo Graupen, 225 Kilo
Trockenware, 1350 Kilo Grieß, 75 Kilo Haferflocken, 225 Kilo
Reis, 312 Kilo Zucker, 248 Kilo Tee, 35 Kilo Kaffee-Erbsen,
11 795 Kilo Gemüsekonzerven, 790 Kilo Marmelade, 2530 Kilo
Fruchtkonzerven, 820 Kilo Fruchtkonserven, 270 Kilo Fleisch-
konserven, 14 Kilo Zwieback, 187 Liter Fruchtlos, 1305 Flaschen
Sahne, 1141 Kilo Säfte, 1035 Kilo Soda.

Eine große Menge der für die Massen- und Krankenernäh-
rung ungeeigneten Sachen blieb übrig. Die Stadt Berlin ver-
richtete verständlicherweise auf diese Genusmittel. Sie gingen
an die Hofverwaltung zurück. Es war ein buntes Verzeichnis.
Neben Unmengen von Trüffeln fanden sich 475 Flaschen
Essig; außer 25 Flaschen Sahnencreme blieben nahezu 2000
Kilogramm Salz und ähnliches übrig. Darunter auch 500 Glas
Sekt. Richtig ist, selbst unter Berücksichtigung der großen Zahl
der aus dem Magazin zu Verfügung, daß es nicht nur
geradezu vollkommen, sondern auch mit einer manchmal komisch
anmutenden Großzügigkeit ausgestattet war. Wenn man sich
vorstellt, daß das Koch- und Speisekell der Hofhaltung, die
doch meist im Großen Hauptquartier lag, von Berlin aus fort-
geführt wurde, dann erscheint die Ueberorganisation dieser
Anstalt als gut und geschickt eingerichteten Verwaltungs-
und Versorgungsmaßnahme in ihrer ganzen Löcherlichkeit. Wollten
sich Regierung und Reichsrat diese Dinge betrachten,
so würde das Wundern kein Ende sein. Allein schon das
Bücherverzeichnis, das vom Hauptquartier aus jeden Tag mit
einem Kurier nach Deutschland wanderte, weil der See post
nicht schmecken wollte, würde dem gesunden Menschenverstand
Kopf schmerzen. In diesem Zusammenhang ist amüßig, fest-
zustellen, wann diese Depanierung das erste Mal verlagte. Es
war auf der Flucht des Hofes nach Holland, da blieben die
täglich Kurier mit Geflügel, Fleisch und Gemüse aus; sie
fanden in dem Durcheinander und bei der raschen Fahrt von
Deutschland her den Weg nicht mehr zum kaiserlichen Küchen-
wagen.“

Wenn man sich täglich den Wanst mit Fleisch, Geflügel, den
ausgeschickten Gemüsen, mit Sahne, Sekt und Wein vollschlägt,
kann man allerdings den andern, die nur Kohlrüben und schlechte
Kartoffeln haben, gut durchhalten predigen. Das hat aber der
Landesvater Wilhelm getan, den unsere Nationalisten so gerne
aus Holland zurückholen möchten.

Der Narr und die Untertanen

Der „Berliner Lokalanzeiger“, das einzige Blatt, das Wilhelm
Hohenzollern in unerschütterlichem Zustand las, während es andere
Bürger jenseit nur im persönlichen Zustand verwendeten, weiß
unter der sinnigen Ueberschrift „Die Fischer und der Kaiser“
folgendes zu melden:

„Die Fischer der an der Lübecker Bucht gelegenen Bäder
Scharbeutz und Haffkrug und die Fischer von Stielz-
dorf hatten an den Kaiser nach Haus Doorn folgendes Tele-
gramm geschickt: Wo sind die Könige, kalten Zeiten,
da unser Kaiser auf „Hohenzollern“ und „Meer“ die Lübecker
Bucht durchkreuzte? Deutsche Fischer am Ostseestrande gedenken
am fünfzigjährigen Jubiläum des Kaiserregiments und bei der
Jahresfeier in Treue und Dankbarkeit ihres ge-
liebten Kaisers, des kräftigen Förderers der
Segelrei, und senden ihm ehrerbietigen und herzlichsten
deutschen Seemannsgruß. Wir halten zum Kaiser und zur
Kaiserin Schwärzweihrot!“

Daraufhin ist aus dem Hause Doorn folgendes Antworttele-
gramm des „Hofmarschallamtes“ eingegangen:

„Seine Majestät der Kaiser und Königin (II) haben
sich über die herzlichsten Seemannsgrüße vom Ost-
strand ganz besonders gefreut. Das waren treu-deutsche
Worte, die zum fernem Kaiser hinüberlangten!
Sie haben bei seiner Majestät ein dankbares Echo ge-
funden und in ihm, nach schmerzlichen Tagen, frohe
Erinnerungen aus vergangener Zeit wachgerufen. Möchte
dieser vorbildliche Geist, der aus treuen Seemanns-
herzen sprach, zur Wiedergewinnung unseres Volkes beitragen
und der Baummeister unseres neuen Vaterlandes
werden. Für Ihre Treuegrüße soll ich Ihnen Seiner
Majestät (II) herzlichsten Dank übermitteln, dem in den
nächsten Tagen durch ein von Berlin dem Verein zugehendes
Reiterbild mit Allerhöchster Unterschrift noch
besonderer Ausdruck gegeben werden wird. Im Aller-
höchsten Auftrage: Graf Rolke, Flügeladjutant.“

Früher hatten die Untertanen einen König, den sie um-
jubelten, heute haben sie einen Narren, der ihnen zuzuschaut,
weil sie ihn für einen König halten.

Die bayerischen Gurlas

Als die Engländer zu Beginn des Krieges die ersten indischen
Truppen an die Front warfen, waren die deutschen Zeitungen
gestüllt mit entsetzlichen Schilderungen über die wilden Gurlas,
die mit dem im Munde getragenen Dolchmesser auf die deutschen
Soldaten lospringen und sie durch einen Dolchstoß erledigen.
Daran waren allerlei Bemerkungen über die „bodenlose Gemein-
heit“ geknüpft, die in dieser Kampfesweise liegt. Und doch
kämpften solche Gurlas auch auf deutscher Seite. Allerdings
waren sie nicht von brauner Hautfarbe, sondern es waren
Bayern, die jeglichen erklärten Liebhaber unserer Vorkämpfer

für deutsche Sitte, Frucht und Ordnung. Ueber die Leistungen
dieser bayerischen Gurlas schreibt der Urbayer Friedrich
Heinz P. in der Zeitschrift „Wild und Hund“ mit hoher Be-
friedigung das folgende:

„Im Felde haben die Forstleute und Jäger als Sturmtrupp-
führer den Standhauer (das griffste Dolchmesser) wieder zu
Ehren gebracht im Kampf Mann gegen Mann. Ich hatte oft
Gelegenheit, mich über die Wirkung zu freuen; meist gab's
für die Sanitätler nicht mehr viel zu tun. Auf keinen Fall
mußt der Betroffene mehr lange auf, und der Blutverlust
allein ist schon lebensgefährlich.“

Womit wieder einmal die kulturelle Ueberlegenheit der Deut-
schen erwiesen ist.

Die Orgeschfronde

W. I. B. meldet aus Braunschweig: Die braunschweig-
ischen Polizeibeamten (I) nahmen gestern in einer Versammlung
Stellung gegen die Verfügung des Staatsministeriums, nach der
alle nicht fest angestellten Polizeibeamten, die dem „Bund der
Frontsoldaten“, dem „Stahlhelm“ und ähnlichen Vereinigungen
angehörten, zu entlassen sind. Sie fordern von der Regierung
Aufhebung dieser Verfügung. Auch der Beamten-
rat (II) erhebt in einer Entschließung Protest gegen die Ent-
lassung der 54 Polizeibeamten, die ungeschädigt sind. Der Protest
ist dem Reichsministerium des Innern überliefert
worden. Die Angelegenheit dürfte auch die Landesver-
sammlung beschäftigen.

Der „Bund der Frontsoldaten“ und der „Stahlhelm“ sind
zwei reaktionäre Geheimorganisationen, die sich den Sturz
der Republik zur Aufgabe gestellt haben. Es ist ein un-
erhörter Zustand — für den allerdings das Reichsmini-
sterium des Innern verantwortlich ist —, daß diese beiden Or-
ganisationen trotz Entwaffnungsgebot und Ultimatum und
trotz der klar zutage liegenden innerpolitischen Not-
wendigkeiten immer noch nicht aufgelöst worden sind.
Die Entlassung von Schußbeamten, die sich derartigen Or-
ganisationen anschließen, ist für jede republikanische Regierung
eine gebieterische Notwendigkeit. Der braunschweigische Mi-
nister Derter hat deshalb ganz recht gehandelt.

Nun steht die Fronde der Orgeschbrüder ein. Das W. I. B.
gibt sich dazu her, telegraphisch eine Entschließung zu
verbreiten, die eine klare Spitze gegen die Braunschweiger
Regierung enthält und außerdem — verlogen ist, da sie
den Anschein zu erwecken versucht, als ständen sämtliche
Polizeibeamten hinter den entlassenen Orgeschbrüdern. In
Wirklichkeit handelt es sich nur um einen kleinen Ver-
schwörerlingel. Sein freches Auftreten macht es
erforderlich, nun erst recht, und zwar mit aller Strenge,
gegen das monarchistische Geschlecht vorzugehen, das sich in
die Polizeimacht nur deshalb eingeschlichen hat, um die Re-
publik, die gut bezahlt, zu gegebener Zeit zu stürzen.

Aus dem Presseumpf

Die russischen Subventionen des „Temps“

Die russische Sowjetregierung veröffentlicht aus den Geheim-
archiven des zaristischen Rußlands zwei Telegramme, die sich auf
die Subventionierung des großen Pariser Blattes „Le Temps“
beziehen. Das erste Telegramm vom 20. August 1918 wurde von
dem ersten Gehilfen des auswärtigen Ministers v. Keratow
an den russischen Gesandten in Paris, Tschoukoff, gerichtet.
Darin wird mitgeteilt, daß der Petersburger Redakteur des fran-
zösischen Blattes Rivet, auf die Weisungen seiner Redaktion mit
dem Gesandten an das Auswärtige Amt herangetreten ist, man
möge dem Blatte eine Jahressubvention von 150 000
Franken bewilligen, wofür sich die Redaktion verpflichtet,
72 aus Petersburg kommende Telegramme zu veröffentlichen, die
die Frage der auswärtigen Politik in einem
dem russischen Standpunkt günstigen Lichte“ er-
läutern lassen. Zu diesem Behufe sollte in Petersburg eine be-
sondere Telegraphenagentur gegründet werden. Rivet hat sich
außerdem erbötig gemacht, Artikel und Notizen über die innere
russische Politik im „Temps“ unterzubringen, die bei den Friedens-
verhandlungen der russischen Sache nützen könnten. Es wäre
wünschenswert, heißt es weiter in dem Telegramm, festzustellen,
wie groß der Einfluß des „Temps“ ist, in Anbetracht dessen, daß
wir befürchten, daß nur die in Frankreich erschütterte finanzielle
Situation des Blattes die Redaktion dazu zwingen hat, uns
einen solchen Vorschlag und in solch ausdrücklicher Weise zu
machen. Teilen Sie uns Ihre Ansicht über diese Angelegenheit
mit, aber verkümmern Sie es nicht aus den Augen, daß das genannte
Blatt indirekt durch unser Finanzministerium
subventioniert wird, und daß übrigens die tele-
graphischen Kosten seines Redakteurs von uns
bezahlt werden.“

Josowitsch antwortete am 6. September und teilte mit, daß das
Blatt eine schwere finanzielle Krise durchgemacht, daß seine Auflage
sehr gesunken sei, und daß es in der inneren Politik Frankreichs
keine große Bedeutung besitze. „Es ist aber das einflussreichste
Blatt für die Fragen der auswärtigen Politik, und von diesem
Geschäftspunkt aus gesehen, könnte die Annahme dieses Vorschlages
unseren Interessen förderlich sein.“ Dann weist er darauf hin,
daß der von der Redaktion vorgeschlagene Ankauf des Blattes
in einem verhängnisvollen Lande von der Regierung und von der
französischen öffentlichen Meinung mißbilligt aufgenommen
werden könnte, und aus diesem Grunde hält er es absolut für not-
wendig, daß die französische Gesandtschaft in Petersburg über die
Angelegenheit verständigt werde.“

Die beiden Telegramme wurden in der französischen Wochen-
schrift „Die Quotidiens“ veröffentlicht und bilden mit einem Beweis
für die Korruption der kapitalistischen Presse. Der „Temps“, der
dem französischen Auswärtigen Amt als Sprachrohr dient, ist
übrigens nicht das einzige Organ, das vom Auslande bezahlt
wird. Wir wiesen bereits an Hand der Befundungen des frühe-
ren französischen Ministerpräsidenten Caillaux darauf hin, daß
der „Figaro“ von der Dresdener Bank und vom Grafen Tjja
ausgehalten wurde, und daß Krupp und Konsorten eine fran-
zösische Telegraphenagentur unterhielten. Diese Erscheinungen
beschränken sich keineswegs auf Frankreich allein. Würden die
geheimen Fäden aufgedeckt werden, die zwischen den Rassen-
schranken der großen Banken, der Industriekonzerne und der
Regierungen und den Redaktionen der kapitalistischen Zeitungen
laufen, so würde der naive Leser erst erkennen, wie die „Wahr-
heit“ sabotiert wird, die ihm täglich in seinem Leitblatt seroiert
wird.

Aufhebung der Höchstpreise für Bier. Von zünftigster Stelle
wird den P. W. K. geschrieben: Nachdem die Brauereien die
Braugerechtigkeit nicht mehr zugeteilt erhalten, sondern sie im freien
Handel beschaffen müssen, erheben sie angezeigt, die Höchstpreise,
die noch für Einfuhrler und für Volkler mit einem Stamm-
wurzgehalt bis zu 10 v. H. bestanden, auszuheben. Infolgedessen
hat der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft die Ver-
ordnung über Bier und bierähnliche Getränke vom 24. Januar 1918
(Reichsgesetzblatt, Seite 55) mit den dazu ergangenen Ab-
änderungsverordnungen mit Wirkung vom 18. August 1921 außer
Kraft gesetzt.

Die Entente gegen den Reichsverweser Horty

U. K. Die Ankunft der Ententekommissionen in Budapest hat
für die ungarische Regierung in außenpolitischer Beziehung große
Schwierigkeiten zur Folge gehabt, die sogar die letzten Vorgänge
der inneren Politik in den Hintergrund drängen. Den ungarischen
Zeitungen ist es von der Zensurbehörde streng verboten, über
diese wichtigen Vorgänge irgendetwas zu berichten. Die Tatsache
aber, daß in den letzten Tagen zahlreiche streng vertrauliche
Ministerkonferenzen stattfanden und alle amtlichen Kreise große
Nervosität zur Schau trugen, bestätigt die Wichtigkeit der Ge-
schäfte über eine veränderte Haltung der Ententeregierungen ge-
genüber Ungarn. Wir erfahren darüber aus zuverlässiger Quelle
folgendes:

Den ins Ausland geschickten Infsprechenden ungarischen Poli-
tikern ist es gelungen, die Regierungen der Kleinen Entente, ins-
besondere die südslawische Regierung, davon zu überzeugen, daß
nur ein demokratisches Ungarn in der Lage sei, den Vertrag von
Trianon ehrlich durchzuführen, und daß das jetzige Regime eine
dauernde Gefährdung des Friedens darstelle. Durch persönliche
Bemühungen haben insbesondere der Ministerpräsident von Kün-
stleden, Bela Linder, und der bürgerlich-radikale Politiker Jaszfi
in Belgrad eine entscheidende Fortwärtigkeit zustande
gebracht. Dem energischen Auftreten der Kleinen Entente, dem
sich auch Italien anschloß, ist es zuzuschreiben, daß die jetzt in
Budapest eingetroffenen Ententekommissionen dem Kabinett Beifol-
len in angemessener Form zu erkennen gaben, daß das jetzige
ungarische Regime nicht weiter gebildet werden könne und einem
Koalitionskabinett weichen müsse. Dies bedeutet eine Rückkehr
zu jenem Standpunkt, der seinerzeit im Herbst 1919 von dem eng-
lischen Oberkommissar Clerk und den damaligen ungarischen Macht-
habern vereinbart wurde.

Die „Besti Ragnar Ussag“, die diese Tatsachen bekämpft, erzählt
aus Belgrad, daß die jugoslawische Regierung in ultimativer
Form folgende drei Forderungen an die Regierung stellen
sollte: Erstens Gründung einer demokratischen Regierung, zwei-
tens Aburteilung Hortys auf Grund der an Ungarn übergebenen
Liste der Kriegsverbrecher und drittens soll das von den Jugo-
slaven besetzte Gebiet von Künstleden erst dann geräumt werden,
wenn Ungarn die beiden ersten Forderungen erfüllt hat.

Die Gesamt-Entente hat sich im wesentlichen diesem Standpunkt
angeschlossen. Auf der Liste der ungarischen Kriegsverbrecher figu-
riert demgemäß der Reichsverweser Horty an erster Stelle.
Horty war bekanntlich während des Krieges Kommandant der
österreichisch-ungarischen Flotte. Die Forderung nach Aburteilung
des Reichsverwesers ist es, die natürlich in den seitlichen Kreisen
die größte Bestürzung erregt hat.

Die Toten der Donau

Der gewendete Anzug als Erkennungsobjekt

Dem Budapestter Polizeibericht entnehmen wir folgende Mel-
dung: „Heute wurde die Budapest Oberhauptmannschaft ver-
ständigt, daß in der Nähe der Insel Csepel auf dem rechten Do-
nauufer der Leichnam eines jungen Mannes aus dem
Wasser gezogen wurde, welcher Spuren äußerer Gewalt aufweist.
Der Ermordete gehört wahrscheinlich der intelligenten Klasse an,
da sein Anzug gewendet war.“

Trotz aller gegenseitigen Versicherungen der ungarischen Re-
gierungskreise dauert das Verschwinden von mißliebigen Personen
weiter an. Der faktische Bericht der Budapester Polizei spricht
so für sich selbst, daß sich jedes Kommentar erübrigt.

Der Friedensschluß zwischen Sozialisten und Faschisten

In dem bereits von uns gemeldeten Friedensschluß zwischen den
italienischen Sozialisten und den Faschisten, der unter hervorragender
Mitwirkung des Kammerpräsidenten de Nicola zustande kam,
schreibt der „Avanti“ in seiner Ausgabe vom 4. August:

„Auch wir sind von diesem Waffenstillstand nicht sehr befreit.
Er bedeutet keinen Frieden, weil Friede zwischen Besiegten und
Besiegten, zwischen Beherrschten und Herrschern nicht stattfinden
kann. Dem Klassenkampf, der in verschiedenen Stufen des
sozialen Lebens verschiedenen Charakter haben kann, kann kein
Ende gesetzt werden, und er erlischt daher keineswegs. Der
Waffenstillstand ist einfach eine Pause dazwischen, wie sie jedem
Streit am Schluß folgt, der weder für diesen noch für den andern
Teil der Kämpfenden einen ganzen Sieg bedeutet, sondern das
Ergebnis der sich entgegenstehenden beiden Kräfte darstellt, welche
sich mit dem Ergebnis selbst nicht abfinden, sondern sich die
Wiederaufnahme des Kampfes bis zum endgültigen Triumph des
Rechtsritts oder des Mächtigritts vorbehalten. So können im
Kampfe der politischen Parteien Perioden gesiegrer Stille
und solche des Waffenstillstandes und der verhältnismäßigen
Ruhe, während welcher jeder der Kämpfenden die eigenen Kräfte
sammelt, bestehen. Keine Pause ist eingezogen worden, keine Un-
sicherheit gemindert, kein Programm geschwächt worden. Der Sozia-
lismus bleibt Sozialismus in derselben Weise, wie der Faschismus
der Faschismus bleibt, auch ohne die am meisten charakteristischen
Verherrlichungsformen. Der Sozialismus hat im Gegenstand noch etwas
mehr gewollt. Er hat gewollt, daß von dem Augenblick an, wo
für die Faschisten ein Staat und ein Gesetz besteht, das sie zu über-
wachen verpflichten, auf diese Weise von den Faschisten, dem Staat
und dem Gesetz die Aufgabe der allseitigen Verteidigung oder
des Angriffs anvertraut wird, indem sie nicht nur auf Appellationen
gegen eine mögliche Täuschung einiger Sozialisten verzichten, son-
dern auch gegen die Handlungen eines jeden anderen Anständigen.
In dieser Weise hat die sozialistische Partei, die schon in den ersten
Phasen des Bürgerkrieges oft für die andern gestritten hat, obgleich
sie alle mit den eigenen starken Schülern geschickt hat, obgleich
gemartert, nicht nur sich selbst geduldet, sondern alle Anständigen,
auch die Widerwärtigen, auch jene, die ohne Fögern dem Faschismus
öffentliche Freundschaftsbekundungen gegeben haben — was man die
Todsünde gegenüber nicht macht — und sie nachher eine Dis-
kussion des Waffenstillstandes abgelehnt haben.“

Aber wir wollen nicht in die Einzelheiten des Waffenstillstands-
vertrages, der bald, wie alle Verträge, ein feines Papier
werden kann, wenn andere politische Umstände diese oder jene
Partei dazu führen, ihre volle Handlungsfreiheit wieder auszu-
üben, eingehen. Zweckmäßiger erscheint uns eine Prüfung der
Frage, welche politischen Rückwirkungen dieser Vertrag haben kann.

Im Hinblick auf die sozialistische Partei hat sich nichts geändert.
Die Partei sorgt für ihre Verwandten, ordnet ihre Sachen
wieder, nimmt jene wieder auf, die sich als mutig erwiesen haben,
verzagt die Furchtamen und belebt das vielseitige Werk ihrer
taulenden Organisationen wieder. Diese Organisation wird sich
vielleicht von dem Sturm, der sie durchwühlte und in einer gewissen
Hinsicht verjüngt hat, schneller erholen, als man glaubt.“

Anders beurteilt der „Avanti“ hingegen die möglichen Rück-
wirkungen des Waffenstillstandes auf den Faschismus. Für diesen
bleibt das Abkommen die Gefahr der Spaltung und des Zer-
falls. Anzeichen hierfür liegen bereits vor. Bezeichnend hier-
für ist eine Aeußerung des Führers der Faschisten, der öffentlich
erklärt hat: „Wenn mir der Faschismus nicht folgt, so kann mich
niemand zwingen, dem Faschismus zu folgen.“ Der „Avanti“
schließt seine Betrachtung: „Der Sozialismus ist niemals so hart,
so kräftig, so unerschütterlich gewesen wie heute, da er eine andere
Stappe auf seinem Weg zum Sozialismus betreten hat. Er löst
den Sozialismus!“

HERMANN Billige Lebensmittel

Rindertalg ausgelassen Pfund **9⁰⁰** | Kaninchen Pfund **3⁹⁰** | Rindfleisch im eigenen Saft Dose **5⁵⁰**

Obst

Kochäpfel Pfund **75** Pl
 Kochbirnen Pfund **1²⁵**
 Pflaumen Pfund **3⁰⁰**
 Tafelbirnen Pfund **2⁰⁰**
 Tafeläpfel Pfund **1⁸⁰**

Gemüse

Neue Kartoffeln Pfund **85** Pl
 Kohlrabi Mandel **75** Pl
 Einlegegurken Pfund **1³⁵**
 Wirsingkohl Pfund **65** Pl

Leipziger Straße Frisches Fleisch Alexanderplatz

Schmorfleisch ohne Knochen Pfund **12⁰⁰**
Suppenfleisch Pfund **8⁵⁰**
Roastbeef mit Knochen Pfund **9⁰⁰**
Gehacktes Rindfleisch Pfund **10⁰⁰**
Schabefleisch Pfund **12⁰⁰**
Kalbskamm Pfund **9⁵⁰**
Kalbskeulen Pfund **11⁰⁰**

Wild - Geflügel

Suppenhühner Pfund **14⁰⁰**
 Junge Hühner Stück von **8⁰⁰** an
 Tauben Stück **6⁵⁰ 7⁵⁰**
 Rehbläffer Pfund **12⁵⁰**

Fische - Räucherwaren

Büdlinge Pfund **5²⁰**
 Schellfisch Pfund **3⁸⁰**
 Bund-Aale Bund **5²⁰**
 Kabliau koplos, in ganzen Fischen Pfund **3²⁰**

Wurst

Rotwurst Pfund **11⁵⁰**
 Grobe Mettwurst Pfund **16⁵⁰**
 Bauchspeck geräuchert, ausländisch Pfund **17⁵⁰**
 Karbonadenspeck geräuchert, ausländisch Pfund **17⁵⁰**
 Schinkenspeck geräuchert, ausländisch Pfund **18⁵⁰**

Käse - Fette

Margarine Pfund **8⁵⁰ 9⁵⁰**
 Bratfett Pfund **12⁰⁰**
 Tilsiterkäse Pfund **7³⁰**
 Brikäse Pfund **8⁵⁰**

Corned beef ausgewogen Pfund **7⁸⁰** | Marmelade ca. 40% Zucker Pfund **1⁴⁰** | Gebr. Kaffee aus eigener Rösterei Pfund **20⁰⁰**

Theater und Vergnügungen

Volksbühne
 Oper von Franz Neumann
 Deutsches Theater
 Kammerspiele
 Großes Schauspielhaus

Leffing Theater
 Die Ballerina des Königs
 Deutsches Kunst-Theater
 Komische Oper
 Berliner Brater

Milliarden
 Komödienhaus
 Refidenz-Theater

Elite-Sänger
 Theater a. Cottbus

Trianon Theater
 Kleines Theater
 Waldhalla-Theater

Neue Welt
 Konzert u. Spezialitäten-Vorstellung

Casino-Theater
 Apollotheater

Das Publikum himl

Der Vetter aus Dingsda

Das Publikum himl

Der Vetter aus Dingsda

Das Publikum himl

Der Vetter aus Dingsda

Das Publikum himl

Billige Arbeiterkleidung!

Unter Fabrikationspreis! Konkurrenzlos billige Preise! Gummipolierinnen, denkbar beste Qualität!

- unverwundlich M. 40
- Lederwesten, je nach Größe, von M. 100 bis 125
- Feldgrau-Hosen, je nach Größe, von M. 100 bis 108
- Strümpfe, gute Qualität M. 3.50
- Schwere, wollgemischte Strümpfe M. 6.50
- Reinwollene, amerik. Strümpfe M. 6.00
- Unterhosen von M. 5.00 an
- Hemden von M. 12.00 an
- Deutsche Uniformen (Hose u. Jacke) M. 60.00
- Monteuranzüge, blau M. 65.00
- Feldgrau-Drellanzüge, reine (damer) M. 95.00
- Frauenkleidblusen M. 40.00
- Frauenröcke M. 50.00
- Englische Uniformen M. 110.00
- Amerikanische Uniformen M. 75.00
- Wasserdichte Pfanddecken M. 10.00
- Wickelmaschinen M. 120.00
- Feldjacken M. 2.50
- Strickjacken, Chauffeurjoppen, leinene Frauenkleider u. s. m.

verkaufen wir über 250.000 Stück von unserem Engros-Lager. Die Waren kommen zum Teil aus deutschen, englischen und amerikanischen Herstellungsstätten. Die Waren sind größtenteils neu, zum Teil sind sie in unseren eigenen Werkstätten sorgfältig herbeigefertigt. Auch Abgabe großer Quantitäten an Händler.

B. Kaufmann & Co., G.m.
 Köpenicker Straße 145, 3. Hof, III Tr.

Militär-Schnürschuhe

Schnürschuhe Paar M. 35
 Schaftstiefel Paar M. 50
 Herren-Ülster neue 100 M.

ferner große Vorken verschiedene Weidwerke u. Lederwaren. Schönerer zu außergewöhnlich billigen Preisen.

Eislebener Str. 11 | Franseckstr. 28 | Spandau
 C. Knecht, a. a. O. | C. Knecht, a. a. O. | Charlottenstr. 2
 Wolfsburg 267 | Gumboldt 2294 | Scherrenstr. 31

Frankfurter Allee 317 | Cöpenicker Str. 136 | Charlottenburg
 Weidenborfer Str. 37. | Kurt Moabit 1792 (Nebenanschl.)

Billige an Wald und Wasser gelegene Parzellen in Heiligensee

bei Tegele.

Sehr guter Boden. In jeder Größe.

Kaufpreis von M. 800 an. Günstige Abzahlung

Kunstl. Terrängesellschaft Heiligensee, Berlin 9123 6,
 Schiffbauerdamm 24. Tel.: Darden 716 / In Heiligensee
 im Bureau oder bei Vamprecht, Restaurant Rothköpfe,
 Heiligensee, Kirchallee. Tel. u. Tegele-Heiligen, Stralben.

Sahnen-Schokolade

Feinbitter, Vollmilch, Mokka, Trüffel, Marzipan, Creme zu billigsten Preisen

SCHNEIDER
 Rudenbergsstraße 27

Zufuhr von Süßwaren

hochwertigste Sahne mit bester Schokolade, reichlich "Biscuits", einziges Kakaomittel für eingeweichte und schmerzlose Zahnen. 30 Jahre bewährt. Jede mit Verfallsdatumsgeld 4.50 Mark.

Otto Reichel, Berlin 48, SO, Eisenbahnstraße 4.

Der Mieterschutz

Preis 4 Mark

Beste gemeinverständl. Darstellung des Mieterschutzes und der Schlichterordnung / Von Dr. Pau Herz und Rechtsanwalt Dr. Kurt Doehlem / Mit Nachtrag.

Die Änderungen des Mieterschutzes

Bestellen Sie sofort bei der Buchhandlung Freiheit / Berlin C2

Altmetalle

schlechte Preise. Oberberger Str. 1, Reinickendorfer Str. 107 I. Hof, Keller.

Kupfer, Messing

Notgeld, Met. Zinn, Zinnmetall, Kupfer zu Tagespreisen
 Stausberger Str. 24 im Keller.

Fahrrad-Bereifung.

Luftkessel M. 44.50, 50. — u. 60. —
 Gebirgsreifen M. 65.50 u. 80. —
 Luftschlauch M. 13.50, 17. — u. 22.50

Fahrräder mit Beratung, größte Auswahl von M. 600. — an.

Franz Verheyen, Frankfurt a. M.
 Preisliste Nr. 31 kostenlos.

Wanderkarten

für alle Gegenden erhält man in der Buchhandlung „Freiheit“, Breite Str. 8-9

Kapitän Kautabak

einmal probiert — immer geliebt. Feinster Geschmack; Preis fest. Zu kaufen bei den Zigarrenhändlern u. s. m. Neue Verkaufsstellen sind: Generalvertrieb G. Stöcker, Berlin, Stöckersberg Str. 22 (Rgh. 3861)

Heilanstalt

für Herz, Lungen, Magen, Nerven, Nieren und Unterleibsleiden, speziell für Röntgen-Durchleuchtung, wodurch viele Krankheiten erkannt werden. Rechtzeitiges Erkennen des Leidens bringt schnellere Heilung und schützt oft vor späterem Nschmerz.

C. Weißert Berlin, Brunnenstr. 191 nahe Rosenthaler Platz

Viele Jahre in Krankenhäusern und Kliniken tätig gewesen. Gründliche und schnelle Behandlung zu mäßigen Preisen. Sprechstunde 10-12, 4-7 Uhr.

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Verwaltungsstelle Berlin

Nachruf!
 Den Kollegen zur Erinnerung, daß unter Mitwirkung der Kammer

Wilhelm Michels
 Reichsleiter, Schlichter
 nahe 7, am 30. Juli 1917
 Erbe seinem Andenken!
 Die Ortsverwaltung

Soeben erschienen!

Protokoll

des Gründungs-Parteitages der U.S.P.D. (6. bis 8. April 1917) in Gotha

Preis 12.00 Mark

Zu beziehen durch die Buchhandlung „Freiheit“ / Berlin C2 Breite Straße 8-9

Tüchtige Verkäuferinnen

für Damenkonfektion, Damenhüte, Strumpfwaren, Wäsche

sofort gesucht

Meldungen: 12-2 Uhr mittags, 5-8 Uhr abends

A. Jandorf & Co.
 Gr. Frankfurter Str. 113

Heine Reliquien

Alle Urteile und Gutachten Heinrich Heines herausgegeben von Maxim. Frh. v. Helldorf und Gustav Borgeles mit 5 Bildnissen und 5 Facsimiles. Ein 300 Seiten harter Ganzleinenband 30. — Mark

Buchhandlung „Freiheit“ Breite Str. 8-9

Der Weg der Kommunistischen Internationale

(Referat über die Taktik der Kommunistischen Internationale, gehalten auf dem III. Weltkongress, Moskau, Juli 1921)

86 Seiten
 Preis broschür: 1.50 Mk. geb. 6. — Mk.

Zu beziehen durch: Verlagsbuchhandlung Carl Heyne Necht, L. Cahnbley, Hamburg VIII und durch alle Buchhandlungen und Auslieferungsgestellen der V.K.P.D.

geschlechtskrank

zu werden, ist vor allem an einer schnellen und diskreten Heilung sehr gelegen. Verlangen Sie sofort ohne jede Verpflichtung gegen Anweisung von M. 2. — für Porto und Kosten aufzulebende Prospekt über Heilung von Heredeskrankheiten bei der Heilanstalt in Berlin mit ganz verlässlichen Heilung von Syphilis, ohne Berufshörung, ohne Einsparung, ohne Selbstkur und durch Über, von Manneschwärmer (Erfolge bei allen Altersstufen), von Weisheit, Zulassung in erschöpfenden Doppelbrief, ohne jeden Aufbruch. Auf Wunsch unter Einsenden. Briefen genau angeben, damit richtige Beschlüsse gefasst wird.

Dr. med. H. Seemann, G. m. b. H.
 Sommerfeld M. 6 (Bez. Frankfurt, Ober)

Unter Spezialärztlicher Leitung.

Wählen Sie genau auf Prospekt, da in letzter Zeit ähnliche Prospekt ausgeben. Schreiben Sie sofort, wir geben Ihnen auch seit langen Jahren bewährte Heilweise an, die durch unsere Professionspolitik, aber sehr anber. Prospekt, zu erhalten sind.

Botenfrauen

sofort gesucht

Hauptexpedition Breite Str. 8-9
 Expedition Reinickendorfer-Str. 126

Groß-Berlin

Das Hilfswerk der Quäker

Wir erhalten von Herrn Dr. Fritz Klatt den nachfolgenden Artikel, dem wir gern Raum gewähren. Welches der Standpunkt der „Freiheit“ und der Unabhängigen Sozialdemokratie zu der Arbeit der Quäker ist, wurde bereits bei letzterem Gelegenheit, wir können in der Wohltätigkeit niemals einen Erfolg erwarten; wir können in der Wohltätigkeit niemals einen Erfolg erwarten; wir können in der Wohltätigkeit niemals einen Erfolg erwarten...

In den meisten bürgerlichen Zeitungen findet man die Wohltätigen der Quäker gewissermaßen pflichtschuldigst quittiert. Man erfährt, wieviel Spenden sie wieder eingebracht haben; im übrigen aber herrscht in diesen Berichten der Unterton: Nun ja, sie versuchen auf ihre Weise gutzumachen, was die große Politik der Feinde schlechtgemacht hat. Es ist aber recht einseitig, die stille Arbeit dieser Menschenfreunde so einfach als Kompensationserscheinung zu den Härten des Versailler Friedens zu werten.

Selten wird darauf hingewiesen, worauf es hier eigentlich ankommt. Sieht es denn niemand? Die Art, wie die Quäker geben, ist anders als die gesamte Art unserer privaten und öffentlichen „Wohltätigkeit“, ist schöner, ist menschlicher, ist die einzig mögliche Art, solange Wohltätigkeit überhaupt noch sein muß. Gibt es in Deutschland eine Wohltätigkeitsorganisation, die, ohne geistigen Zwang auszuüben, ihre Gaben einfach an die Bedürftigen verteilt, die nicht erst fragt oder hinterrum sich siebenmal erkundigt, ob auch die moralische, die politische, die religiöse Haltung der Beschenkten einwandfrei sei?

Auch der Hochmut der deutschen Wohltätigkeit fehlt hier gänzlich, weil bei den angelsächsischen Freunden die Ehrlichkeit und Einsicht in die Wirklichkeit des Lebens größer ist. Sie wissen genau, wie groß das Elend ist, und nehmen ihre Arbeit nicht sentimental wie die meisten deutschen „Wohltätigkeitsdamen“, die in dem schönen Glauben leben, daß durch sie die Not der Welt beträchtlich gelindert würde und die Schuld der Reichen an dem sozialen Elend ein für allemal ausgeglichen würde. (Die deutsche Wohltätigkeit arbeitet ja eigentlich — Ausnahmen zugegeben — auf Grund eines immer vorhandenen schlechten Gewissens!)

Das Erstaunliche ist, die Quäker machen keine Reklame für ihre Idee, und das Allerstaunlichste, sie haben noch keine Zeitschrift zum Zweck der Propagierung des Quäkergebankens in Deutschland gegründet. Keine religiöse oder politische Gemeinschaft, die über sozial Geldmittel verfügt, hätte sich diese heute allgemein angewandte Art, Macht zu gewinnen, entgehen lassen.

Aber nicht äußerlich sichtbaren Nachzuzwangs wollen sie. Hier ist eine Gemeinschaft von Menschen, eine „Gesellschaft der Freunde“, für die Macht im äußerlichen Sinne bedeutungslos geworden ist und die deswegen auf jedes Mittel zwangsmäßiger Verbreitung ihrer Idee ohne weiteres verzichten und selbst von diesem Verzicht nicht viel Wesens machen. Sie tun ihre Arbeit einfach um der Arbeit willen. Obgleich ihre Arbeit im großen vorbildlich gut organisiert ist, hat diese Organisation doch den einzelnen nicht die Hände gebunden. Wer individuell arbeitet, wird nicht sofort herausgeworfen, wie in den deutschen Wohlfahrtsorganisationen so häufig. Man weiß genau, wenn sie auch jeder für sich handeln, so wird doch keiner persönlichen Augen davon zucken. Viele Quäker sind nun schon zwei Jahre in dem fremden, ja oft feindlichen Lande. Sie haben ihre eigene Arbeit aufgegeben und einen zeitweise gewiß sehr schweren Dienst auf sich genommen, ohne selbst den geringsten Vorteil davon zu haben. Obgleich sie verschiedentlich übel ausgenutzt sein mögen, haben sie doch an ihrer vertrauensvollen Art festgehalten. Ihre „rechte Hand weiß wahrlich nicht, was die linke gibt“. Mit ihren großen und liebevollen Vertrauen machen sie es den Beschenkten leicht, etwas zu nehmen, daß diese der Gaben wahrhaftig froh werden und sie auch nach allen Kräften ausnützen können.

Die bürokratische Art der Wohltätigkeit dagegen bringt, wie genugsam bekannt, meist nur Reiberei der Beschenkten hervor. Man gibt nicht frei weg. Man behält im Auge, was mit den Gaben geschieht. Man führt Aufsicht über jede Einzelheit der Verwendung, man macht Vorschriften, zieht Entscheidungen ein, gibt gute Ratsschläge mit dem Tonfall der unbeschränkten Befehlsgewalt. Es ist die Bevormundung, ohne die man in Deutschland eben nicht auszukommen glaubt. Grundanber ist die Art der Quäker. Sie achten die Eigenart der Beschenkten und überlassen ihnen die Art der Verwendung der Gaben. Natürlich auf die Gefahr hin, daß hier und da etwas falsch angewandt wird! Sie achten auch in dem Beschenkten den selbständigen Menschen, ja den Freund. Das ist es. Sie wollen ihm mit der Gabe nicht seine Selbständigkeit nehmen, sondern vielmehr erhöhen. Und sie brauchen ihn nicht abhängig von sich zu machen, weil sie ja keiner äußeren Schaustellung ihrer Macht bedürfen.

Es läge nicht im Sinne der Quäker und dieses Aufzuges, hier auf die religiöse Eigenart der Quäkerreligion einzugehen. Immerhin wäre es aber erfreulich, wenn diese stille und vorbildlich menschliche Art, zu geben, endlich auch von weiteren Kreisen in ihrer religiösen Ursächlichkeit begriffen würde. Die von Reklame und Zeitungsbombast taub gewordenen Ohren vermögen gar nicht mehr hinzuhören, wenn etwas Großes ohne Geschrei vor sich geht. Täglich werden Hunderttausende von Kindern gespeist! Aber man nimmt diese Gaben wie die Milch von der Kuh. Die wenigsten denken darüber nach, aus welcher Gewinnung heraus und von welchen Menschen wohl diese Gaben kommen mögen. Und dieses Nachdenken allein wäre doch wirkliche Dankbarkeit, nicht die tönenden Dankesphrasen des offiziellen Deutschland. Außerdem würde es sich lohnen für viele, welche Richtung in ihrem Leben suchen!

Spießer

Das Proletariat kämpft nicht nur um Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage, sondern auch um das Entstehen einer eigenen Lebenskultur, frei von den Fesseln der bürgerlichen Konvention mit aller ihrer Scheinheiligkeit und Heuchelei. Menschen wollen frei sein, in den wenigen arbeitsfreien Stunden ein Leben nach unserer Eigenart führen. Viele von uns gehen dann gern dem Lärm und Staub der Straße aus dem Wege, wandern hinaus in die freie Natur. Daß wir dabei im heißen Sommer überflüssige Belastung beiseitelassen, ist wohl verständlich: Hut und Jacke, Krage und Krawatte, Schuhe und Strümpfe sind gewiß nicht unumgänglich notwendige Ausrüstungsgegenstände. Aber es gibt Leute, die anderer Ansicht sind und uns diese Ansicht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu hören geben; „Naturmensch“ geht noch an, oft heißt es auch „Kanalspinner“ oder „Spedjäger“. Und die uns so nennen, sind nicht etwa Angehörige der bürgerlichen Klasse mit ihren den unsren entgegengesetzten Kulturanschauungen, sondern Klassengenossen, Proletarier wie wir. Uns kann es ja gleich sein, wir sind dies Geschlecht längst gewohnt und lassen uns davon nicht ansiehten. Aber traurig ist es doch, wenn Menschen unserer Klasse, die sich doch gewiß als „Klassenbewußte“ Proletarier fühlen, so eng an der bürgerlichen Konvention hängen, daß ihnen für freie Lebensart jedes Verständnis fehlt. Es ist oft schwer, den Kleinbürger vom Proletarier zu unterscheiden.

Im Banne der Suggestion

Wegen schweren Diebstahls war die Frau Anna Siebert angeklagt. — Die bisher völlig unbescholtene Angeklagte, die sich auch sonst des besten Rufes erfreut, ist seit Jahren mit einer sehr vermögenden Witwe F. eng befreundet. Diese schenkte ihr vollstes Vertrauen und handigte ihr stets die Schlüssel zu ihrer Wohnung aus, wenn sie Besuche machte oder verzeigte. Eines Tages lernte die Angeklagte in einem Konzertsaal eine Frau kennen, welche ihr, wie die S. erklärte, sofort durch den unheimlichen Blick ihrer schwarzen Augen auftrat. Trotzdem habe sie sich zu der Unbekannten hingezogen gefühlt, die ihr sofort allerlei von ihren Reisen in fremden Ländern und geheimnisvollen Rünsten, die sie dort gelernt habe, erzählte. Wie die Angeklagte weiter angibt, habe sie wiederholt die Empfindung gehabt, daß sie alles tun müsse, was die Unbekannte von ihr verlange. Eines Tages sei die unheimliche Frau ganz plötzlich mit dem Plan hervorgetreten, die Wohnung der Frau F. auszuräumen. Angeblich völlig willenlos will die Angeklagte nun die Schlüssel hergegeben haben. Wie sie später herausstellte, war die Unbekannte die Ehefrau des diebstahl mit Zuchthaus verurteilten „Eindrehertöms“ Seimide, welche mit ihrem Geliebten, einem ebenfalls mit Zuchthaus vor-

bestraften Verbrecher, an demselben Tage die Wohnung der Witwe F. völlig ausgeplündert hatte. — Vor Gericht machte Rechtsanwalt Dr. Harry Vincus geltend, daß die Angeklagte mit Rücksicht auf den übermächtigen suggestiven Einfluß der Seimide höchstens wegen Beihilfe bestraft werden könne. Das Gericht schloß sich dem an und verurteilte die Angeklagte nur wegen Beihilfe zu 6 Monaten Gefängnis.

Abgabe von Weizenmehl. Auf Abschnitt 9 der Groß-Berliner Lebensmittelkarte entfallen 800 Gr. amerikanisches Weizenmehl zum Preise von 5,80 M. (7,25 M. je Kilogramm). Die Ausgabe erfolgt ohne Voranmeldung in der Zeit vom 12. August bis einschließlich 27. August d. J. a) in den durch blaue Aushängeschilder kenntlich gemachten Verkaufsstellen, b) in den Verkaufsstellen der Meierei C. Bolle, c) in den Verkaufsstellen der Konsumgenossenschaft und des Beamtenwirtschafts-Bereins nur für deren Mitglieder.

Eine neue Polizeiverordnung über den Straßenbahnverkehr wird loben vom Berliner Polizeipräsidenten veröffentlicht, die unter Zustimmung des Oberpräsidenten für den Bereich der Eingemeinde Berlin Geltung hat. Die neue Verordnung ist in drei Hauptabschnitte geteilt, von denen der erste sich mit den Bestimmungen zum Schutze des Straßenbahnverkehrs beschäftigt. In den Bestimmungen ist nun das Befahren der Gleise in der Längsrichtung, soweit der Fahrdamm neben den Gleisen genügend Raum bietet, mit Lastfahrzeugen verboten. Besonderen Schutz genießen in der neuen Verordnung auch die neuerdings vielfach zur Einführung gelangten besonderen Bahnkörper, deren Betreten nur noch an den als Uebergänge gekennzeichneten Wegen gestattet ist. Auch das Ueberholen haltender Straßenbahnwagen an Haltestellen durch Fußwerke hat wieder in diese Verbotsbestimmungen Aufnahme gefunden. Fußwerke, die sich den Haltestellen nähern, müssen ihre Geschwindigkeit vermindern und soweit Raum geben, daß die Fahrgäste beim Ein- und Aussteigen nicht gefährdet werden. Der zweite Abschnitt enthält die Bestimmungen für die Fahrgäste, die gegen die früher geltenden Bestimmungen nur insoweit eine Veränderung enthalten, als größere Hunde nur noch auf den Bordplattformen befördert werden können. Der dritte Abschnitt behandelt die Pflichten des Betriebspersonals zur Verhütung von Unfällen.

Beschwerdekommission beim Bezirkswohnungsamt Charlottenburg. Von der Bezirksdeputation für das Siedlungs- und Wohnungswesen zu Charlottenburg wurde eine Beschwerdekommision, bestehend aus 9 ehrenamtlichen Mitgliedern (3 Bezirksverordnete, 3 Bürgerdeputierte und 3 Frauen) für das Wohnungsamt eingesetzt. Nach dem vorliegenden Geschäftsplan ist diese Kommission zuständig für die Kontrolle der Wohnungsvergaben. Entgegennahme von Beschwerden in Wohnungsangelegenheiten und deren Prüfung und Erledigung, soweit hierfür nicht das Mieteinigungsamt zuständig ist oder Personalbeschwerden in Frage kommen. Schriftliche Beschwerden sind an die Kommission zu richten unter der Anschrift: „An den Herrn Vorsitzenden der Beschwerdekommision beim Wohnungsamt Charlottenburg.“

Wiedereröffnung der Stadtbücherei in Spandau. Nach Beendigung der Revisionsarbeiten wird die Stadtbücherei am Donnerstag, den 11. August, wieder eröffnet.

Das Mehl — liegt auf der Straße. Mittwochs vormittag spielte sich in der Alexanderstraße eine Szene ab, die bei den Beteiligten die verschiedenartigsten Gefühle erzeugte. Als ein mit Mehlfäden hochgeladener Wagen die Straßenbahnlinien kreuzte, geriet er berast ins Schleudern, daß eine Anzahl Mehlfäden auf Straßenpflaster fiel und ein Teil ihres Inhalts unter Entwicklung einer weißen Wolke den Weg ins Freie nahm. Während der Aufreiter mit einem heiteren und einem nassen Auge seine Sackel befeuerte, schaffte, um den starken Wagenverkehr nicht zu behindern, fürzte sich die liebe Jugend, aber auch manche Hausfrau auf die kostbare Beute, und es war erzählt, zu sehen, wie Mehl erfinderisch und klug in die Hände harrte man das Mehl zusammen und füllte es in Handtücher, Kopftücher und Zeitungspapier. Ein Dreifachschob, der nichts derartiges bei sich hatte, zog kurz entschlossen keine Jacke aus und benutzte diese als Mehlpelzer, wobei unter den Umstehenden die bestimmte Meinung laut wurde, daß Mutter in diesem Falle wohl nicht über das beschmutzte Röschchen jekteln werde. Sogar eine Verkehrsstörung hatte dieses Intermezzo zur Folge, da die „Mehlräuber“ wieder die elektrische noch die sonstigen Fußwerke auch nur im geringsten behinderten und diese gezwungen waren, zu halten. Nachdem das Schlachtfeld endlich geräumt war, besetzte ein Sprengwagen durch eine gründliche Dusche die Reste des schönen weißen Mehlens. Morgen aber wirds in mancher Familie Kuchen geben.

Zur Warnung. Ein gemeinhiniger Fahrraddieb, der mit einem besonderen Trieb arbeitet, ist der Verkäufer Wilhelm Schi, mit dem sich das Schöffengericht Berlin-Mitte zu beschäftigen hatte. Er erlöst in hiesigen Zeitungen Anzeigen, in denen

Felsenbrunner Hof

Von Anna Croissant-Ruß

(Nachdruck verboten.)

Er vermied es, über Peter zu klagen, obwohl er ihm schwere Sorgen machte und der Boden ihm immer heißer und gefährlicher dünkte, denn sie versank sofort in Düsterteil und Schwermut, wenn er mit seinen Klagen begann.

„Du hast mir den Kandidaten ausgespannt“, scherzte einmal Helene in ihrer leichten vornehm-nommalanten Art, obwohl man ein klein wenig den Aerger heraushören konnte.

Der Kandidat war nämlich, so oft sie sich bei der Mutter einfind — und sie fand sich ziemlich oft ein, wenn er da war —, sehr seriös, sehr still, bleich und verwirrt zwar, aber nicht mehr zu irgendeinem bewundernden Blick zu bringen, so sehr ihn Helene auch dazu reizte.

„Der Kandidat macht sich merkwürdig breit bei der Mutter, daß sie dieser Mebejer nicht abspricht?“ sagte sie zu ihrem Vater.

„Sie soll sich den Kandidaten so viel als möglich auf den Hals laden, nur mich ungeschoren lassen, mir gehen männliche Wesen seines Schlages auf die Nerven. Wie du dir nur seine Hofmacherei hast gefallen lassen können! Unbegreiflich!“

Helene lachte. Ein häßliches, spöttisches Lachen. Ihr Vater drehte sich auf dem Absatz herum: „Du hast dich gräßlich entwickelt. Früher warst du mir lieber, der ganze Zauber ist zum Teufel.“

Heinrich war viel im Wald. Sobald die Sonne lächelte, lag er dort, in Schale gewickelt, in seinem Korbstuhl. Manchmal fuhr er in die Stadt und machte Besuche. Er fand dies Leben in höchstem Grade angenehm; er bekam reichliche, auserlesene Küche, wie ein fremder, vornehmer Gast. So ein kleiner, ganz kleiner Lungenphlegmatarrh! Ob er ein Jahr verlor oder nicht — war ja ganz gleich. Der Vater drängte gar nicht; nur er selbst fand, es „gehöre“ sich, daß er ein Examen mache. Aber das hatte Zeit! und inzwischen lebte er das Leben eines verwöhnten und verhätschelten Sohnes; Schmerzen hatte er keine, das bisshen Müdigkeit — alle waren voller Rücksicht gegen ihn und ließen ihm vollständig freies Spiel.

„Der Alte ist weich wie Butter, und er weiß warum“, sagte Heinrich zu Helene, die sein Liebling war. „Er hat

mich mit Erfolg abgelöst, ich bin gerade noch davongekommen, ohne Schaden an meiner Seele zu leiden“, witzelte er.

„Was denn?“ Helene wollte durchaus mehr wissen. „Ach sag's doch! Geh, sag's! Du hast Geschäften gemacht.“

„Und er? — Warte nur halbe — — und du?“ Er schaute Helene gerade ins Gesicht, daß sie ganz rot und unruhig wurde.

„Wir wollen lieber nicht aus der Schule schwächen! Ich weiß nichts, und du weißt auch nichts. Basta. Das ist das Bornehmste. Es ist vulgär, die Dinge beim Namen zu nennen oder gar an die große Glocke zu hängen. Verstehst du mich, Mignonne?“

Helene verstand und hatte stets eine Entschuldigung für Heinrich, ob er nun in der Richtung nach dem Weiber oder in der gegen Rakeberg spazieren ging.

„Heinrich geht immer zu weit und kommt dann stets zu spät“, klagte sie.

Peter stand oft am Fenster und sah dem großen, schlanken und eleganten Bruder nach. Oh, er wußte genau, wo er hinging, und wie er empfangen wurde.

„Schlag ihn nieder, den Hund, der dich wie einen Dienstboten behandelt, der in dir seinen Knecht sieht!“

Tablette ihn der Kandidat in der Stunde, so sagte ihm Peter: „Wozu soll ich denn lernen? Ich merke es doch deutlich, ich bin bestimmt, der Oberknecht meines feinen Herrn Bruders zu werden. Passen Sie nur auf; der lebende Herr Baron setzt sich auf den Hof, Geld ist ja jetzt wieder da; zu arbeiten habe ich. Ich habe die Sache zu studieren und zu verstehen; das angenehme Leben hat er. Was sagen Sie, die Basis? Ich esse auf die Basis. Entschuldigen Sie, Herr Kandidat, Sie meinen es gut mit mir. Sehen Sie, ich habe keine Freunde daran, das bisshen Politur zu kriegen, seinethalben, damit er sich nicht zu schämen braucht mit mir. Ihnen kann ich es sagen, — ich liebe die Heimat, ich liebe das alte Haus, jeden Baum habe ich gern, ich kenne jede Ackerfurche; aber so will ich nichts haben, ich spei drauf! Jetzt sehen Sie mich wieder entsteht an — Wissen Sie, was ich möchte? — Dort oben stehe ich oft und höre den schweren Atem der Fabrik von denen da drüben, horch auf ihr Stampfen und ihr Getöse; das will ich, dahin zieht's mich. Das sollte mein Vater wollen! Wenn ich nur den Bach höre, steigt's mir zu Kopf: „Was kann man aus dir machen?“ Aber es ist viel bequemer, auf einen Reispfad den Wald zu verlassen! Wie's oft in mir lockt, wie ich sie alle hasse! Weil. Ich warne Sie vor mir, Herr

Kandidat! Ich bin ein Vulverfahl! Hüten Sie sich vor mir! Einmal vertritt sich ein Funke hinein — haui! — die ganze Geschichte fliegt in die Luft. Es ist beinahe so weit mit mir, beinahe! Retten Sie sich rechtzeitig!“ Und lachend, obwohl seine Augen finster und sein Gesicht bleich war, sagte er dem Kandidaten Adieu.

Peter, ist denn nichts, was man in Ihre ruhelose Seele senken und Ihnen damit helfen könnte, nichts Systematisches?“ rief ihm der Kandidat verzweifelt nach; aber Peter hatte schon die Türe geschlossen und seinen ratlosen Lehrer verlassen.

Es wurde ernsthaft Winter. Der Kandidat kam schon an, in einen schweren dicken Schal von unbestimmbarer Farbe gewickelt, den Helene so wenig anständig fand und der bei Heinrich überlaute Heiterkeitsausbrüche hervorrief. Alwine dagegen war befreit, denn nun war die Frage nach einem kalten Weihnachtsgeschenk erledigt. Einen ordentlichen Mantel kriegt er, es war dumm, über den armen Teufel zu lachen, der gewiß starb, wo er noch dazu den kranken Wagen hatte!

Die Mutter wurde rot vor Entrüstung, als Alwine mit ihrem Vorschlag kam, ganz erstent — so wie sie eben bei dieser wenig erfreulichen Gelegenheit erstent sein konnte —, etwas Passendes gefunden zu haben.

„Niemand!“ rief sie erregt, „wer wird denn die Leute so brutalisieren?“

„Was? Brutalisieren? Ich meine, der wird sein genug behandeln! Deine Zartheiten und Rücksichten sind lächerlich! Du denkst natürlich an ein „Kupert!“ Das ist standesgemäher. Meinethalben, schmeißt nur das Geld hinaus; legt einen blauen Lappen in einen Umschlag, das macht dann so viel aus, daß er sich zwei Wintermäntel kaufen kann.“ grollte Alwine, „praktisch seid ihr ja immer!“

Es gab Schnee, es gab Eis, es gab so früh wie noch nie eine herrliche spiegelblanke Eisbahn auf dem Weiber. Der junge Thomann hatte dafür geforgt, daß die Bahn prachtvoll unterhalten wurde, bisher war der Weiber stets halbrichtig und voller Schnee gewesen. Für Helene und für Peter, die leidenschaftliche Schlittschuhläufer waren, kamen nun Freudentage, und Peter war wie toll, wenn er über den großen Weiber rafen und sich austoben konnte. Er sah verächtlich auf Heinrich, der sich im Schlitten, in warme Decken eingewickelt, bis zur Eisbahn fahren ließ, ein paar mal hin und her ging und ein paar Worte sprach, das Taschentuch vor dem Mund. (Fortf. folgt.)

